

Manfred Richter

Erinnerungen

mit Kristin Richter und Maximilian Richter

Hannover
Im Selbstverlag
2010

1. Auflage

Vorwort

Geschichten, Anekdoten und Erinnerungen – viele davon haben besonders wir Enkelkinder von unserem Opa Manfred im Laufe der Jahre erzählt bekommen. Einige haben sich von allein eingeprägt, aber nicht alle. Um wenigstens einige dieser Episoden festzuhalten und in einen größeren Kontext einordnen zu können, ist im Sommer 2008 die Idee entstanden, eine schriftliche Sammlung und Aufzeichnung vorzunehmen.

Aber wie beginnt man ein solches Vorhaben? Sehr schnell wurde klar, dass so etwas nur zu bewerkstelligen ist, wenn man die Hauptfigur(en) dieser Geschichten selbst sprechen und berichten lässt. In Ermangelung an Stenographie-Kenntnissen wurde also ein Diktiergerät samt einiger Mikrokassetten gekauft, um die in den folgenden Monaten geführten Gespräche und Interviews aufzunehmen.

Um den Charakter des Erzählens und Berichtens aufrecht zu erhalten, ist dieses Buch, das aus den Abschriften der Tonaufnahmen entstanden ist, auch weitestgehend in Dialogform wiedergegeben. Manchmal mit mehr, manchmal mit weniger Frageimpulsen.

Bei jedem Erinnern besteht die Gefahr, etwas zu vergessen, sich zu wiederholen oder Abläufe durcheinanderzubringen. Deswegen hat auch dieses Buch keineswegs den Anspruch, chirurgisch exakt Chronologien zu rekonstruieren oder gar vollständig zu sein.

Wichtige Stationen im Leben Manfred Richters zu dokumentieren und ein späteres Erinnern zu erleichtern – das ist das Ziel des vorliegenden Buchs.

Kindheit. Eltern

Wir würden gern in deiner Kindheit beginnen, vielleicht erzählst du zunächst etwas über eure Familiensituation? Du bist also in Bückeburg geboren am 28. August 1922 ...

Opa: Also gut. Mein Vater war zu der Zeit, als wir in der Nordstraße wohnten, Schlosser in einer Bückeburger Pumpen- und Zentrifugenfabrik.

Er war gelernter Schlosser?

Opa: Ja, und er hat später noch die Meisterprüfung gemacht. Mein Vater stammt ursprünglich aus Sachsen. Radeberg bei Dresden. Er war als Soldat nach dem Ersten Weltkrieg hier nach Bückeburg gekommen. Er wurde im Rahmen der Heeresreduzierung, oder wie man es nennen möchte, aus dem Wehrdienst entlassen. Dann wurde er wieder Zivilist und hat wie gesagt diese Arbeitsstelle in der Fabrik angenommen.

Meine Mutter stammt aus Obernkirchen. Früher war diese Gegend aber ein eigenständiges Dorf, Rösehöfe. Sie war in jungen Jahren schon als Kindermädchen tätig gewesen bei einem Arzt und dann später als Haushaltshilfe bei einer adligen Familie.

Wie sind denn eigentlich die Namen deiner Eltern?

Opa: Mein Vater hieß Alfred, meine Mutter Sophie.

Deine Familie war finanziell nicht so gut situiert, oder?

Opa: Nein, wir zählten so zu der ärmsten sozialen Schicht.

Vater hatte eine Kriegsverletzung aus dem Ersten Weltkrieg, und die verschlimmerte sich. Und während der Rezession damals in den 30ern verlor er nicht nur seine Arbeit, sondern sein Kriegsleiden verstärkte sich enorm. Und mit der Sozialhilfe war nicht zu leben. Da leben heute die Arbeitslosen und Hartz-4-Empfänger paradiesisch dagegen.

Meine Mutter musste dann arbeiten gehen. Als Putzfrau, aber auch Teppiche klopfen, schwere körperliche Arbeit!

Aber mein Vater war nicht allein mit der Arbeitslosigkeit, zu der Zeit waren es über sieben Millionen Arbeitslose bei einer Einwohnerzahl in Deutschland, die wesentlich niedriger war als die heutige. Und dann kommt noch hinzu, dass heute mitverdienende Eheleute ja auch mitgezählt werden. Wenn also beide arbeitslos sind, zählen sie auch als zwei Arbeitslose in der Gesamtzahl. Das war damals anders, die Frauen ohne Arbeit wurden nicht einberechnet.

Gab es denn für Kriegsverletzte Entschädigungen oder ähnliches?

Opa: Hatte mein Vater nicht beantragt.

Er hätte es aber gekonnt?

Opa: Ja, hat er aber zunächst nicht getan, weil er meinte, er sei ja nun Meister und würde schon wieder Arbeit finden. Er wollte den Staat nicht anbetteln, er hatte seinen



Abbildung 1: Manfred mit Eltern

Stolz. Aber er war Sozialdemokrat. Er war für soziale Gerechtigkeit und Ausgleich.

Der Antrag für Kriegsentschädigung, der kam dann später auf Anregung eines Bückeburgers, der sich für Kriegsgeschädigte einsetzte. Der meinte: „Mensch, da musst du doch einen Antrag stellen!“. Nur dann war das nicht beweisbar und dann wurde es wieder abgelehnt. Das ging über Jahre, fünf Jahre hat das gedauert.

Bis mein Vater in Bückeburg mal einen ehemaligen Kriegskameraden wiedertraf, der in Peetzen, also gar nicht weit weg wohnte. Sie waren sich vorher nicht wieder begegnet nach dem Krieg. Und der erkundigte sich: „Alfred, wie geht's dir? Du warst doch damals so schlimm dran!“ Mein Vater antwortete: „Ja, kannst du dich erinnern, was mit mir damals war? Ich weiß es nicht mehr!“ „Du warst doch da in dem Granatenangriff der Franzosen und wurdest verschüttet. Du saß in einem Granattrichter und die nächste Granate schlug nicht weit davon ein. Es hat dir aber keine Verletzungen beigebracht, weil die Splitter über den Trichter hinweggingen. Aber zugeschüttet warst du. Außerdem schossen die Franzosen mit Giftgas. Es hatten zwar alle Gasmasken, aber du warst ja verschüttet und konntest sie deshalb nicht aufsetzen. Darum hast du Gas eingeatmet. Und dann kamst du ins Lazarett.“

Und davon hatte mein Vater auch Unterlagen. Dass er dort gewesen war. Da hatte seine Mutter einen Brief bekommen, der sie informierte. Damit ist das ins Rollen gekommen und dann kriegte er eine Rente. Aber die war nicht hoch, sondern sehr schlecht und meine Mutter musste sich weiterhin für den Unterhalt mit abrackern, außerhalb des Hauses.

Als mein Vater dann sehr viel später starb, da kam das Malheur. Er starb nämlich

nicht an seiner Kriegsverletzung, er starb an Magenkrebs. Und das fiel ja nicht unter das Kriegsversorgungsgesetz. Entsprechend wurde die Witwenrente für meine Mutter ganz niedrig eingestuft. Da musste das Sozialamt einspringen und ausgleichen. Und dann wurde gefragt: „Sie haben doch einen Sohn?“ „Ja, der ist Lehrer.“

Und dann wurde ich herangezogen, bei meinem geringen Gehalt! Ich brauchte nicht allzu viel beizusteuern, aber so, dass wir es gemerkt haben.

Wir wohnten ja in Bückeberg, aber Scheie hab ich schon sehr früh sehr gut gekannt, denn ich musste immer mit einer Schaufel und einem Bollerwagen losziehen und die Pferdeäpfel, die ich so auf dem Wege fand, aufsammeln, als Dünger für unseren Garten. Ich hatte da eine speziell ausgetüftelte, ertragreiche Route. Die ging zuerst am Bahnhof Bückeberg los, wo die Pferdegespanne hielten. Seitdem weiß ich auch was eine Schweifrübe ist. (*lacht*) Wenn die wackelte und sich hob, dann freute ich mich. Ich sehe noch diese kleinen Häufchen vor mir, dampfend unter dem schwingenden Schweif des schweren Zugpferdes.

Ich musste ja nun warten bis der Wagen beladen wurde, das ging vom Güterwaggon aus auf den Pferdewagen, von da aus wurden die Kohlen auf die Kohlenhändler verteilt. Und ich konnte nicht dran und der Haufen dampfte so vor sich hin und endlich kam dann die Befreiung, wenn die abrückten. Und dann hieß es für mich schnell zu sein, damit nicht der Nächste nachrückte und das gute Stück vielleicht noch zertrampelte. Es war ja sehr mühsam, das mit der Kehrschaufel aufzunehmen und wenn es festgetreten war musste man sich noch mehr anstrengen.

Und so zog ich durch die Straßen und musste zwischendurch den Mist auch immer festtreten, denn Papa wollte sehen, dass es auch nicht zu wenig war. Und dafür bekam ich dann auch ein paar Groschen, ich glaube sogar 50 Pfennig. Das war ziemlich viel wenn man bedenkt, dass damals ein Ei vier Pfennig kostete.

Das muss so etwa 1932 gewesen sein, eine traurige Zeit, in der es unumgänglich war, den Mist zu sammeln und zu verwerten, wir konnten keinen Dünger kaufen.

Wir hatten unseren Garten und unsere Kaninchen, die uns ja auch ein wenig Mist produzierten, Kleinvieh macht ja auch Mist. Die lebten in selbstgemachten Kisten hinter unserem Haus in der Wallstraße. Sie hatten nur einen erbärmlich kleinen Raum, konnten sich kaum umdrehen darin, aber wir hatten eben den Platz nicht, wollten aber genug Kaninchen haben.

Die Lebensmittel waren für uns unerschwinglich, Fleisch kaufen, Mensch, meine Mutter kaufte ab und zu mal Knochen für zehn Pfennig pro Pfund und die wurden manchmal, wenn sie gut waren, zweimal ausgekocht. Daraus entstand dann Brühe und da kam dann ordentlich Gemüse rein, Kartoffeln, Möhren usw. Das haben wir selbst angebaut in unserem Garten außerhalb der Stadt, in der Nähe des Mausoleums. Es war gutes Ackerland, heute alles zugebaut, das wir gepachtet hatten von der Hofkammer, was also dem Fürsten gehörte. Und dort haben wir alles mögliche angebaut auf einem Achtel Morgen, hauptsächlich Kartoffeln, aber auch Erbsen, Tomaten, Kohlrabi, Bohnen, Gurken, Salat, Mohrrüben, Zwiebeln usw. Das ganze Gartenstück war ringsum bepflanzt mit Grünkohl, mit hochstämmigen Grünkohl. Der bildete eine Art Hecke und hatte genug Platz und man konnte ihn im Stehen bequem pflücken, was mir zugute kam. Gemüse also haben wir überhaupt nicht gekauft, und auch von dem Kaninchenfleisch haben wir gut gezehrt.

Als ich viel später als Soldat in Russland war haben mir meine Eltern einmal ein Paket geschickt mit einem Einkochglas, gut verpackt mit Holzwolle, mit eingekochtem Kaninchenfleisch. Das war heile angekommen und unsere Verpflegung war ohnehin sehr, sehr schlecht. Das Wetter war sehr kalt und nass und es hat öfter geschneit, die Unterkunft war miserabel, eine alte Scheune, die sehr zugig war und es gab auch keine Betten. Wir mussten sehen, dass wir da einen Rest Heu zusammenkratzen konnten. Wir waren zu mehreren in diesem Kabuff und haben jämmerlich gefroren. Die Stimmung war so richtig am Boden und wir wussten, dass wir am nächsten Tag näher an die Front müssen würden, zum Einsatz. Und das hatten wir natürlich nicht so gerne. Und da kam dieses Paket gerade recht. Natürlich konnte ich es nicht alleine essen, ich konnte ja den Kameraden nichts vorschmatzen, während die mit hungrigem Magen danebenlagen. Das hat uns alle ein kleines bisschen aufgemuntert, dieses eine Glas mit Kaninchenfleisch.

Wenn ihr damals gespielt habt, dann hauptsächlich draußen?

Opa: Ja, natürlich. Viele Möglichkeiten gab es ja auch sonst nicht. Spielzeug in dem Ausmaße wie heute jedenfalls nicht. Ich hatte zwar Spielzeug, das war aber eher für meinen Vater. Zu Weihnachten kriegte ich mal eine Dampfmaschine, weil mein Vater technisch interessiert war. Und alleine durfte ich damit nicht spielen, das war viel zu gefährlich, die konnte explodieren. Die hab ich heute noch. Sonst nicht viel. Also natürlich auch die Kaninchen, Tiere allgemein.

Aber die Kaninchen wurden wahrscheinlich irgendwann geschlachtet?

Opa: Ja, die waren doch nicht zum Angucken da! Was heißt hier Tierliebe? Die hatten es lange gut genug! (*lacht*)

Und habt ihr in den Schulferien etwas gemeinsam unternommen als Familie?

Opa: Verreisen war damals gar nicht denkbar, aber ich habe öfter meine Großmutter in Radeberg bei Dresden besucht. Erst gemeinsam mit meiner Mutter und dann später auch allein. Mein Vater war nie mit dabei.

Mit meiner Mutter habe ich mehrere Male Tante Olga in Dresden besucht und natürlich die Großmutter. Das war die Großmutter, nicht meine Oma. Meine Oma wohnte in Rösehöfe, das war ein Unterschied.

Großmutter sprach ein richtig schönes, ursprüngliches Sächsisch, das war erst etwas befremdlich und ungewohnt, aber ich hab es dann bald verstanden. Nur die Kinder, die da noch mit im Hause wohnten, die haben mich immer ausgelacht. „Wie der spricht!“ Und ich hab mich nur gewundert, dass sie meine Sprache komisch fanden. Ich fand deren Sprache komisch! (*lacht*)

Großmutter Selma jedenfalls war ein altes Kräuterweiblein, die ganze Wohnung duftete nach allen möglichen Kräutern, denn sie sammelte alles, was grün war und trocknete es, in der Küche, im Schlafzimmer, überall. Ein wunderbarer Duft. Sie schickte an alle Angehörigen auch oft Blechbüchsen, vollgestopft mit Tee, sehr aromatisch, sehr unterschiedlich.

Urlaub ansonsten konnten wir uns als Familie überhaupt nicht leisten, was allein schon die Bahnfahrt gekostet hätte!

Ich hatte einen Cousin in Radeberg, der hieß Alfred, den nannten sie auch Fredi wie mich, und mit dem hab ich immer gespielt, wir hatten so ein Kinderfahrzeug, wir sagten Holländer dazu. Der Antrieb war eine Art Deichsel, die hochstand. Und im Sitzen konnte man die Hinterräder antreiben, damit sind wir losgesaust.

Und ich erinnere mich auch, bei Großmutter gab es eine Toilette, wie häufig damals, außerhalb des Hauses, Plumpsklo natürlich. Für die Erwachsenen war es also so hoch, wie es eben so sein muss, damit sie mit den Füßen auf den Boden kamen, und daneben war ein kleines Klo für uns Kinder, auf dem wir so bequem sitzen konnten wie die Großen. Und da hatte ich mich einmal ein bisschen zu schnell hingesetzt oder wie das war und auf einmal tat mir das linke Knie so weh, da lief mir das Blut das Bein herunter. Ich hatte mich an einem Nagel verletzt, der irgendwo aus dem Holz stak. Und diese Narbe habe ich noch. Solche Andenken habe ich dann auch noch von dort mitgenommen, vom Plumpsklo in Radeberg.

Großmutter war schon lange Witwe, Großvater ist sehr früh gestorben, ich glaube, er hatte Speiseröhrenkrebs. Da wurde nicht viel darüber geredet, aber er ist jämmerlich ums Leben gekommen. Er hatte als junger Mann Bäcker gelernt und hatte als Geselle so eine Wanderung gemacht, das war üblich, dass die Gesellen auf Wanderschaft gingen und mal hier, mal da Erfahrung sammelten. Danach konnten sie dann Meister werden. Dann kam er mal in ein Dorf bei Dresden und da hat er die Selma kennengelernt und mit ihr eine ganze Menge Kinder gezeugt. (*lacht*) Aber er ist wie gesagt früh gestorben. Und die meisten Kinder sind auch gestorben. Ich weiß nicht mehr genau, wie viele Kinder das waren, aber bestimmt zehn. Einige sind schon als Säuglinge gestorben, an verschiedenen Kinderkrankheiten, Diphtherie, Lungenentzündung, die führten damals zum Tode. Es gab ja noch keine Antibiotika. Und da nützte der Tee, den die Mutter gesammelt hatte, auch nichts.

Aber meine Großeltern waren sehr gläubig. Sie haben jedes Kind, das geboren wurde, sehr gerne angenommen. Sie waren dankbar für den Gottessegen, den sie darin gesehen haben. Sie waren neuapostolisch. Es wurde vor und nach jeder Mahlzeit gebetet, man ging zweimal in der Woche in die Kirche. Mein Vater allerdings wollte als junger Mann davon nichts mehr wissen, hat aber immer noch der Gemeinde angehört. Das war aber nur formell, es hat ihn (noch) nicht sehr interessiert. Man hat ja auch keine Kirchensteuer bezahlt.

Ich bin dann als Halbwüchsiger mit meinem Vater mal zu einem Gottesdienst gegangen, denn er hat sich nach einiger Zeit besonnen, vor allem dann, als er selbst schwer krank wurde. Er fand Trost darin, nach seinem Ableben seine Mutter wieder sehen zu können. Ich ging jedenfalls mal mit, war aber schon relativ im evangelischen Glauben verankert, war im Kirchenchor, im Kindergottesdienst usw. Aber als ich bei den Neupapstoliten war, bemerkte ich überhaupt keinen Unterschied: die gleichen Gesänge, die ich auch sonst kannte. Nur predigten keine Studierten und es gab jedes Mal ein Abendmahl. Es war ein herzliches Miteinander der Mitglieder, man brachte die Kinder mit, es war sehr familiär. Aber ich bin, auch auf das Drängen meiner Mutter, meiner Religion treu geblieben.

Später ging ich in die Lehre, beim Rechtsanwalt. Zum Anwaltsgehilfen wurde ich dort

ausgebildet.

War das auch eine dreijährige Ausbildung?

Opa: Ja, 1937 fing das an, bis 1940.

Wie sah denn überhaupt vorher deine Schullaufbahn aus?

Opa: Das war die Volksschule für jedes Kind. Die ging bis nach der achten Klasse.

Und dann ging man in die Lehre?

Opa: Wenn man denn eine Stelle fand. Es war schwierig, einen Ausbildungsplatz zu finden. Man kriegte damals ja auch keine Weiterbildungschancen.

Und wie kam es, dass du deine Ausbildungsstelle bekommen hast, über Bekannte deiner Eltern?

Opa: Ja. Mein Vater war in Behandlung bei einem ehemaligen Oberstarzt, Dr. Ridder in Bückeberg. Da kam eines Tages das Gespräch der beiden auch auf den Jungen und mein Vater sagte: „Der Junge will zur Marine, aber das ist alles Blödsinn“. Dr. Ridder versicherte dann: „Ich horche mich mal um, ob ich da was finde.“

Mein Vater hatte viel Sympathie bei dem Mann.

Und eines Tages sagte er zu meinem Vater, als der mal wieder zur Untersuchung kam: „Herr Richter, ich hätte was: der Hofkammerrat Schwertfeger kennt in Bückeberg einen Anwalt, der einen Lehrling sucht.“

Da mein Vater selbst körperlich arbeiten musste und das als Chance für mich sah, einen besseren Beruf ohne große körperliche Strapazen zu bekommen, hat er zugesagt. Ich wurde dabei nicht gefragt. Ich war richtig enttäuscht, dass ich auf einmal ins Büro sollte. Ich wollte doch die Welt kennen lernen. Aber auf die Weise habe ich die Stelle gekriegt.

Und es stand nicht zur Debatte, dass du da irgendwas gegen machen konntest?

Opa: Nein, wenn der Vater das befahl ...! Ich war doch ohnehin noch minderjährig.

Wie alt war man dann so ungefähr?

Opa: 14 oder 15. Ich war ja einmal sitzen geblieben. Ich war kein schlechter Schüler, aber ich wurde krank. Das habe ich in meinen alten Zeugnissen noch dokumentiert, dass da drin steht „hat so-und-so-viele Tage wegen Krankheit gefehlt. Ihm kann kein Zeugnis erteilt werden“. Da musste ich die Klasse nochmal wiederholen.

In welcher Klasse war das?

Opa: Das war glaube ich sogar gleich im ersten oder zweiten Schuljahr. Und später war ich dann ein guter Schüler.



Abbildung 2: Flieger-HJ

In Abbildung 2, ist das bei der Flieger-HJ?

Opa: Ja. Da bestand ja unser „Nazidienst“ darin, dass wir uns ausschließlich um fliegerische Sachen gekümmert haben. Da war vieles zu organisieren und so weiter. Der Flugdienst war zeitlich sehr anspruchsvoll. Morgens um 6 Uhr schon anfangen, zum Fluggelände fahren mit alten Lastwagen und dann kam man abends erschöpft wieder. Und manchmal war man den ganzen Tag über gar nicht zum Fliegen gekommen, sondern hatte nur anderen dabei geholfen.

Wie verlief denn der Übergang zwischen Ausbildung und Flieger-HJ?

Opa: Das lief parallel, die Flieger-HJ war Teil der Freizeit.

Und musstest oder wolltest du in die Flieger-HJ?

Opa: In die HJ musste man und dann konnte man sich aussuchen, was man machen wollte. Entweder in die allgemeine HJ, da wurde exerziert, es gab politische Schulungen, Geländespiele, auch schon Ausbildung an Luftgewehren, Ziel- und Schießübungen. Alles natürlich „um den Frieden zu wahren“. Hat ja kein Mensch gedacht, dass Hitler den Krieg haben will. Aber es war ja alles vorher geplant. Kann man in seinem Buch *Mein Kampf* nachlesen. Das haben aber die wenigsten gelesen, auch wenn es alle hatten. Ich hatte es aus unerfindlichen Gründen sogar zweimal.

Und du meinstest dein Vater war durch und durch Sozialdemokrat. Wie stand er dazu dass du in die HJ gingst?

Opa: Er hat sich beugen müssen. Wenn er sich wirklich öffentlich gegen das Regime geäußert hätte, wäre er angezeigt worden und zumindest irgendwo in einem Zuchthaus gelandet. Gefängnis mit Verschärfung oder in ganz strengen Fällen auch KZ.

Und wodurch kriegte man das mit, dass, wenn man sich dagegen stellen würde, so etwas passieren würde?

Opa: Durch andere Fälle.

Es wurde nicht öffentlich gedroht?

Opa: Nein, die verschwanden einfach.

Und meine Eltern hatten später Kontakt zu einem Ehepaar, das aus Bremen nach Bückeberg verzogen war und der Mann war mehrere Jahre im Zuchthaus gewesen. Weil er für die KPD, die ja auch verboten war, aber im Untergrund noch aktiv war, Flugblätter verteilt hat. Zum Beispiel unter der Tür durchgeschoben, bei Nacht und Nebel, damit man nicht erkannt wurde. Aber irgendwann ist er ertappt worden und dann haben sie ihn eingelocht. Erst nur für kürzere Zeit, aber er hat nicht aufgehört mit den Aktivitäten. Am Ende half ihm niemand mehr in Bremen, dann ist er aufs Land gezogen nach Bückeberg und hier haben meine Eltern über Umwege die Bekanntschaft gemacht. Und dieser Mann hat nichts erzählt aus seiner Gefangenschaft. Er hat nur gesagt: „Ich war dort tätig und dafür hab ich meine Strafe abgebußt.“ Denn er wurde verpflichtet – das habe ich auch mal auf Umwegen erfahren – keine Einzelheiten über die Verhaftung und die eigentliche Haftzeit zu verbreiten. Und er hat gesehen, es war völlig aussichtslos, da irgendwie noch etwas zu unternehmen gegen dieses Regime. Denn wer auch nur bei geringster Tat ertappt wurde, der wurde kaltgestellt. Oder gar umgebracht. Er hat es am eigenen Leib erfahren, aber keine Einzelheiten verraten. Später hat man ja erfahren, was die Leute dort erlitten haben. Und auch, wie sie dazu gebracht wurden, nichts nach Außen dringen zu lassen ...

Flieger-HJ. Berufswettkampf. Langemarck-Studium

Und bei der Flieger-HJ, kann man sagen, man wurde zum Flieger für den Kampfeinsatz ausgebildet?

Opa: Ja, da war man irgendwie ja auch selber daran interessiert, das war Sport.

Da war ein Hang, auf den man gezogen wurde mit dem *Schulgleiter*, so hießen die offenen Flieger, die wir benutzten. Da war ich zum Beispiel zusammen mit meinem Kameraden Max Werninghaus, der war später Pilot bei der Luftwaffe und war am Polenfeldzug beteiligt. An Bord einer JU 52, der berühmten *Tante Ju*, ist später aber abgeschossen worden. Das Flugzeug musste also den Hang hinauf geschleppt werden und dann wurde es mit einem Gummiseil heruntergezogen.

Und die Jungs, mit denen du in der Flieger-HJ warst, kanntest du die auch schon vorher aus der Schulzeit?

Opa: Einige ja. Zum Beispiel Reinhard Vauth. Der ist auf ganz tragische Weise ums Leben gekommen. Der war auch bei der Luftwaffe später und beim Feindeinsatz hat er – als Heckschütze in einem Bomber – Beschuss gekriegt. Später ist die Maschine wieder gelandet, unversehrt sogar, nur der Heckschütze war weg. Die Klappe für den Notausstieg war offen. Dann hat man den gesucht und irgendwie ist er dann auch gefunden

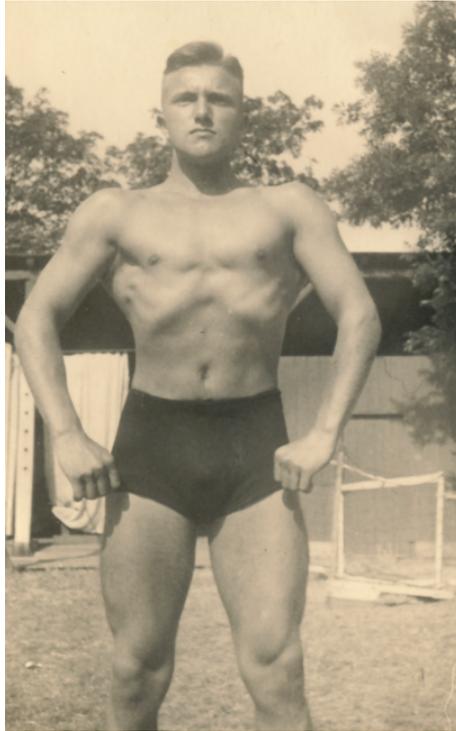


Abbildung 3: Posieren

worden. Und er hatte keinen Fallschirm um. Der Fallschirm ist einige 100 Meter weiter entfernt gefunden worden. Da hatte dieser Junge in Panik gemeint, die Maschine sei getroffen worden und er müsse raus. Er ist also rausgesprungen und hat die Reißleine gezogen, damit der Fallschirm sich öffnet. Hat aber aus Versehen den falschen Griff genommen, sodass der Fallschirm sich von seinem Körper gelöst hat. Dann ist er erst noch aus ca. 2000 bis 3000 Metern Höhe ohne Fallschirm durch die Luft geflogen und unten entsprechend aufgeprallt.

Von diesen energischen jungen Männern [Abbildung 3] hätten wir wohl noch einige Millionen mehr gebraucht, dann hätten wir den Krieg gewonnen. (*lacht*)

Ich habe zwei oder drei Mal bei einem Berufswettkampf teilgenommen und zwar auch erfolgreich, sodass man mich vorgeschlagen hat fürs Langemarck-Studium.

Worum ging es bei diesem Wettkampf, was waren die Aufgaben?

Opa: Das war eine allgemeine Prüfung. Erstmal wurde ein Aufsatz geschrieben, zum Beispiel über ein politisches Thema. Hitlers Vierjahresplan oder so. Damit sollte wohl überprüft werden, ob man politisch „mitdenkt“. Dann gab es Rechenaufgaben. Und auch aus dem Fachgebiet des Rechtsanwaltsgehilfen gab es Prüfungen. Zum Beispiel über Zahlungsbefehle, Vollstreckungsbefehle, ob man diese Dinge kennt und wie ausführlich. Das war nicht einfach. Und natürlich waren damit war auch sportliche Tätigkeiten



Abbildung 4: Berufswettkampf

verbunden.

Warst du eigentlich auch in der NSDAP?

Opa: Dadurch, dass ich in der HJ war, war ich Angehöriger der Partei, aber kein Parteigenosse.

Warst du denn da schon volljährig?

Opa: Nein, das war man damals erst mit 21.

Im Langemarck-Studium trugen wir auch Uniformen. Auch mit Hakenkreuz, wie es damals überall üblich war. Es ist schwer zu vermitteln, wie das ganze Volk durchseucht war. Und als der Krieg anfang, da kamen die ersten Zweifel, ob Hitler das Richtige macht. Aber die Erfolge auf dem Arbeitsmarkt und der ganze Lebensstandard, das war so überzeugend. Da haben sich viele blenden lassen. Die haben die Hintergründe ja auch nicht gesehen. Was nach dem Kriege auch alles ausgegraben wurde.

Du hast mal erzählt, dein Vater war dem Regime gegenüber ursprünglich nicht so positiv eingestellt war, dies sich aber durch einen Vorfall verändert hat

Opa: Ich kann mich nicht genau erinnern, aber das kann sein ... Es war zum Teil auch Unterstützung durch Resignation. Man konnte es nicht mehr ändern, sondern gehörte nun einem Staat an, der so ist. Und Hitler war ja ursprünglich auch gewählt worden und nicht an die Macht geputscht worden.

Ich kann mich erinnern, als Kind, ich konnte gerade lesen, etwa mit zehn Jahren. Da war ich mit meinem Vater in der Stadt. Hitler war noch nicht an der Macht, das war 1932. An den Litfasssäulen waren große Wahlplakate und da stand sinngemäß drauf „Wählt NSDAP! Hitler sagt: Gebt mir vier Jahre und Deutschland sieht anders aus!“ Da habe ich meinen Vater gefragt, was das bedeute. Da sagte er: „Die spinnen!“



Abbildung 5: Langemarck-Symbol

Er benutzte vielleicht in dem Moment andere Worte, aber das war seine Meinung. „Wie will der das ändern? Wenn Hitler an die Macht kommt gibt es Krieg. Dann sieht Deutschland wirklich anders aus!“ Er war also richtig gegnerisch eingestellt. Vor Hitlers Machtübernahme hat er das auch anderen Leuten gegenüber noch so geäußert. Nur hinterher war es nicht mehr zu ändern. Gesetz ist Gesetz. Das Ermächtigungsgesetz war ja auch ein Gesetz.

Im Jahr 1938 war doch die Reichskristallnacht, oder?

Opa: Ja, das war 1938. Das war angeordnet von der Partei, keine Frage. Sowas kann nicht aus der Masse der Bevölkerung kommen. Das wusste auch jeder. Und in Bückeberg hat auch die Synagoge gebrannt. „Die Juden haben ihr Fett weg“ hieß es. Irgendein deutscher Parteimann oder Politiker war umgebracht worden und das war nun der inszenierte „Aufruhr des Volkes“.

Mein Vater erzählte von einem Bückeberger, der in der Nähe der Synagoge gewohnt hat, in der Sackstraße. Der hatte das mitgekriegt, auch das Feuer gesehen und der ist dann raus und sah, dass die Feuerwehr zwar da war, aber nichts unternahm. Auf seine Frage, warum der Brand nicht gelöscht wurde, kam nur die Antwort: „Wie, hier brennt was?“ Befehl der SA war, nicht zu löschen. Höchstens die Häuser außen herum. Und in der Stadt waren von jüdischen Geschäften Schaufensterscheiben eingeschlagen und teilweise geplündert. Das eigentliche Ziel aber war, den Juden zu zeigen, dass sie nicht nur unerwünscht, sondern gar verhasst waren.

Die Zerstörung der Läden, ging die hauptsächlich von SA-Leuten aus oder auch von Zivilisten?

Opa: Ich glaube nicht von Zivilisten. Aber wer in der Partei gebunden war, der hat davon gewusst. Über die Judenverfolgung könnte ich auch einiges erzählen. Sehr traurig.

Gab es eine große jüdische Gemeinde in Bückeburg?

Opa: Nein. Das waren ein paar Geschäftsleute, sie durften ja kein Handwerk ausüben, keine Landwirtschaft betreiben und kein Land besitzen. Die waren auf Handel angewiesen. Tüchtige Geschäftsleute. Durch jahrhundertelange Auslese haben sich nur die durchsetzen können, die pfiffig waren.

Und was wurde da studiert?

Opa: Alles, das war Vorbereitung auf die Uni. Abitur durfte man es nicht nennen. Begabtenprüfung wurde das genannt, die berechnete, ein Hochschulstudium zu absolvieren. Man musste allerdings einen Berufswunsch äußern.

Ich hatte Rechts-, Staats- und Wirtschaftswissenschaften angegeben und war dadurch in einer Klasse, die das Hauptgewicht auf Geisteswissenschaften hatte. Weniger mathematisch. Ingenieur hätte ich mit meiner Prüfung nicht werden können. Es war also schon in gewisse Bahnen gelenkt mit dem Eintritt in dieses Studium.

Das ganze fand in Hannover in der Wilhelm-Busch-Straße statt. Das Haus steht heute noch.

Und da hast du dann auch gewohnt?

Opa: Ja.

Kanntest du die anderen Teilnehmer denn schon von vorher?

Opa: Nein, die kamen aus allen Teilen des „Großdeutschen Reiches“. Einschließlich der Ostmark – so wurde Österreich genannt.

Während der Ausbildung war ja schon Krieg. Habt ihr davon viel mitbekommen?

Opa: Wir waren ja auch schon dienstpflchtig. Mit 18 hätte ich schon an der Front sein müssen, Ich war schon 19, aber die Langemarck-Studenten wurden so lange vom Wehrdienst zurückgestellt bis die Ausbildung zu Ende war. Die Ausbildung dauerte zwei Jahre, für mich von 1940 bis 1942.

Die Uniform trugen wir nur einmal in der Woche. Montags war Uniformtag. Das war eine Art Zugeständnis an die Partei, so ganz ohne Partei sei das hier nicht, sagte man uns. Wir waren aber keine Mitglieder des NS-Studentenbundes.



Abbildung 6: Portrait in Uniform

Kann man sagen, dass man durch die Teilnahme am Langemarck-Studium besser gestellt war als andere Altersgenossen?

Opa: Nein, man sah das eher als Belohnung oder Anerkennung dafür, dass man in seinem Beruf, den man gelernt hatte, Überdurchschnittliches geleistet hatte. Es haben aber nicht alle diese Vorstudienausbildung geschafft. Wiederholungen waren auch nicht vorgesehen. Wer eine einzige Prüfung nicht bestand, musste gehen. Zwei Wochen später war der in Militärkleidung an der Front verschwunden.

Das ist sowieso einer der großen Glücksfälle, die mir widerfahren sind. Dass der Fronteinsatz erst mal zurückgestellt war, erlebt habe ich ihn ja aber auch noch.

Im Langemarckstudium hatte ich ein Zimmer mit meinem Kameraden Jochen Landrock, der heute in Eisenach lebt.

Wir hatten im Rahmen des Langemarck-Studiums auch mit Mädchen von der Doris-Reichmann-Gymnastikschule zu tun. Tanzen in der Öffentlichkeit war ja verboten. Unser Chef hatte aber den Grundsatz: „Männer, ihr müsst standhaft sein. In der Wissenschaft, am Trinktisch und bei den Weibern. Für die Wissenschaft sind wir zuständig, am Trinktisch seid ihr selber verantwortlich. Und mit den Damen das kriegen wir auch noch hin“. So hat er dann mit der Doris-Reichmann-Schule verhandelt und die haben ihre Mädchen zu uns geschickt. Aber wir waren dermaßen hölzern und die waren so rhythmisch geschult. Der Verschleiß an Damen war bei uns gewaltig! Das wechselte fast von einer Stunde zur anderen.

In den Semesterferien haben wir einmal einen Motorkurs gemacht. In München. Der Chef hatte das befohlen, alle machen den Führerschein. Da waren wir an der Motor-



Abbildung 7: Im Langemarck-Studium

sportschule des NS-Kraftfahrer-Korps. Die Ausbildung fand hauptsächlich auf LKWs mit Holzgasantrieb statt. Einige wenige auch mit Anthrazit-Generatoren, das damalige Technik-Highlight.

Hat man zu der Zeit – 1942 – schon viel vom Krieg mitgekriegt?

Opa: Also die Verknappung gab es von Beginn des Krieges an. Da gab es die Essensmarken, auch Bekleidung war streng limitiert. Aber richtige Not für die Bevölkerung kam erst im letzten Kriegsjahr als überall bombardiert wurde und der Nachschub nicht mehr klappte. Da waren die Landbewohner besser dran, die hatten wenigstens noch ein paar Kartoffeln im Keller. Man hat aber versucht die Städter in Bezug auf die Zuteilung etwas zu bevorzugen, damit die Ruhe bewahren. Und wer gar keine zusätzlichen Quellen wie eigenen Anbau hatte, der musste aufs Dorf. Mit einem alten Sack sind die dann über die Dörfer gezogen und haben die Bauern angebettelt. Manche hatten auch noch Wertgegenstände, die sie eintauschen konnten.

Mit Jochen Landrock war ich ja auch in einer Kompanie. Eingezogen worden sind wir in Hannover, direkt 14 Tage nach Ende des Langemarck-Studiums. Die Grundausbildung dauerte drei Monate, genau wie heute auch. Wir waren alles Luftwaffenbewerber. Die meisten waren vorher in der Flieger-HJ gewesen.

Erzähl doch noch mal wie du trotz deiner Größe genommen wurdest!

Opa: Ich habe mich ein bisschen auf die Zehenspitzen hochdrücken können. Aber das hielt man nicht lange aus, wenn die Untersuchung zu lange dauerte, musste man zwischendurch wieder in sich zusammensacken. Es gab andere, die haben sich was in die Socken gestopft um größer zu sein. Zum Beispiel Fritz Kempert, der hat aber auch Probleme beim Fliegen gehabt hinterher. War aber ein exzellenter Navigator. Der guckte die Karte an bei der Flugvorbereitung, dann wurden die Kurse ausgerechnet. Es gibt ja verschiedene Faktoren, die den Kartenkurs verändern. Windrichtung, Windstärke, die Abweichung von der genauen Nordrichtung. Die Kompassnadel zeigt nämlich nicht

immer genau nach Norden. Diese Abweichung ist aber an jedem Ort unterschiedlich. Und das alles hatte der blitzschnell im Blick und dann flog der astrein und sicher.

Was waren die Einschränkungen wenn man eigentlich etwas zu klein fürs Fliegen war?

Opa: Normaler Flug und Start und Landung waren möglich, aber Kunstflug nicht. Mit zu kurzen Armen konnte man den Steuerknüppel nicht weit genug drücken. Im Rückenflug muss man als Pilot ja immer gegen die Schwerkraft andrücken, damit die Maschine nicht nach unten kippt. Ich hatte dann den Steuerknüppel, den Knauf an der Spitze, zwischen den ausgestreckten Fingern. Wir haben einige Kunstflugübungen gemacht. Das Einfachste war eine Rolle, Rückenflug. Und dann gab es den Engelmannturn. Das brauchte alles viel Kraft in den Fingern.

Jochen war auch wieder dabei, nachdem wir im Langemarckstudium in einer Bude gewohnt hatten, waren wir jetzt wieder gemeinsam untergebracht, sogar in einem Doppelbett. Ich glaube ich schlief oben und er unten. Dann haben wir über die Bettkante hinweg noch ein bisschen gequasselt. Bis der Unteroffizier kam und „RUHE!“ brüllte.

Militär. Fronteinsatz

Opa: Also die Grundausbildung war in Frankreich, bei Hautmont. Das lag in der Maginot-Linie.¹ Da hatte Frankreich eine Verteidigung gegen das deutsche Heer aufgebaut, weil sie dort einen eventuellen Angriff erwartete. Sie haben nicht erwartet, dass wir über Holland und Belgien ins Land kommen würden. Gegen jedes Kriegerrecht, denn die Holländer, Belgier und auch die Franzosen hatten ja mit dem Krieg nichts zu tun.

Wir sind dann von Hautmont an die Atlantikküste verlegt worden. Falls die Amerikaner oder Engländer da landen würden, dass wir eingesetzt werden könnten. Und da waren wir aber auch nur zum Gammeln eingesetzt. Wir warteten auf die Abberufung zum fliegenden Personal. Die Schulen wandten sich an die Ausbildungsregimente mit der Frage wie viele Absolventen existieren. Die haben dann gesagt, wie viele sie brauchen für die verschiedenen Aufgaben (Flugzeugführer, Kampfbeobachter, Aufklärungsbeobachter, Bombenschütze, Heckschütze). Die Auswahl trafen die dann aber, ob man geeignet ist. Bis dahin hatte die Truppe an der Atlantikküste nichts zu tun. Und da wurden Jochen und ich als Putzer eingeteilt. Ich beim Kompaniechef und Jochen beim Adjutanten. Beide waren Lieutenant, also keine höheren Offiziere.

Die Aufgabe hatte Bequemlichkeiten gegenüber der Truppe aber mir hat das nicht gelegen Putzer zu sein. Meine stille Genugtuung war immer das eine Ei mehr am Tag.

Dem Regimentskommandeur, den ich nie kennen gelernt habe, wurde nachgesagt, er wolle endlich das Ritterkreuz haben. Das konnte er aber in Frankreich als Ausbildungskommandeur nicht bekommen, sondern er musste im Kampfeinsatz sein. Dann hat er sich mit seinem ganzen Regiment zu einer Luftwaffenfelddivision nach Russland beworben. Da wurde auch keiner weiter gefragt. Wir wollten zwar Flugzeugführer werden, aber nun mussten wir nach Russland.

¹Die Maginot-Linie war eine Verteidigungsanlage, die Frankreich gegen die Invasion der deutschen und italienischen Truppen errichtet hatte.



Abbildung 8: Reinigungsdienst

Dann sind wir von der französischen Westküste quer durch Frankreich gefahren, dann durch Deutschland. Und nachts kamen wir hier in der Nähe durch und ich habe das Schild *Bückerburg* noch kurz gesehen. Da habe ich geheult. Ich hatte kurz vorher in Frankreich noch einen Brief gekriegt von meiner Mutter, dass es meinem Vater sehr schlecht geht und dass wir mit dem Schlimmsten rechnen müssten. Und zu dem Zeitpunkt als wir mit dem Zug da durchfahren hätte er schon tot sein können.

In welchem Umfang war Briefverkehr möglich?

Opa: So oft man wollte. Theoretisch jeden Tag beliebig viele Briefe. Und das kam auch an, war bestens organisiert. Auch kleine Päckchen durften geschickt werden, aber keine größeren. Und ich weiß dass meine Mutter mal einen Honigkuchen gebacken hatte und ihn mir schicken wollte. Da musste sie den in viele kleine Stücke schneiden und hat entsprechend viele Pakete geschnürt.

Naja und dann sind wir ja mit dem ganzen Regiment in den Zug geladen worden. Gelegen haben wir auf Stroh. Der Zug war sehr voll. Unsere Kompanien waren auch stärker besetzt als normal, wir waren ja nur ein Sammelsurium für spätere Auslese.

Dann kamen wir nach Großborn in Pommern. Da wurden wir vorbereitet und neu geordnet. Nach welchen Prinzipien wurde uns natürlich nicht gesagt. Und dann ging es weiter nach Russland. Im Oktober 1942 sind wir da angekommen. Da ging das mit der Kälte schon los. Obwohl der richtig strenge Winter, der die deutschen Truppen im Vormarsch gestoppt hat, schon ein Jahr vorher war.

Dann kam der Einsatz. Im Mittelabschnitt, direkt auf Moskau zu. Erst über Minsk

und Smolensk und dann direkt auf Moskau zu. Das war aber schon nicht mehr Vormarsch, sondern Rückzug. Das deutsche Heer war ja schon gestoppt und hatte auch bereits eroberte Gebiete wieder aufgeben müssen. In den Zeitungen hieß es aber es werde eine „Frontverkürzung“ betrieben, um den Sieg zu gewährleisten.

Wir wurden im Grunde als Lückenfüller eingesetzt. Wo Stellen nicht mehr besetzt waren, weil die Soldaten in Gefangenschaft geraten waren oder gefallen waren.

Wir waren aber im Grunde gar nicht in der Lage diese Stellen zu besetzen, wir waren ja gar nicht dafür ausgebildet. Dazu kamen zum Teil noch alte Leute, die den Ersten Weltkrieg schon mitgemacht hatten. Die waren zwar nicht im direkten Kampfeinsatz aber für Hilfstätigkeiten wurden die schon eingesetzt.

Wie war dein Gefühl als ihr da hingefahren seid?

Opa: Mit klopfendem Herzen. Allerdings nicht in der Brust sondern in der Hose. Ich war durch meinen Vater ja vorgewarnt. In der ganzen Truppe war keinerlei Begeisterung – im Gegenteil. Wir waren enttäuscht, nicht als Flieger ausgebildet zu werden und dazu kamen die Erzählungen, die es über die Front unter der Hand gab.

Außerdem war ich nicht der Einzige, der Geschichten seines Vaters über Krieg und so weiter kannte. Und wir kannten schon aus dem Langemarckstudium die Bombenangriffe, die haben wir da auch erlebt. Obwohl Göring, der Chef der Luftwaffe, noch vor den ersten Bombenangriffen geprahlt hatte, dass man im Heimatgebiet keinerlei Befürchtungen zu haben brauche.

Ich war, durch eine Verletzung, nur wenige Wochen an der Front. Aber das hat mir gereicht. Was es da zu sehen gab ...

Später hatte ich einen Bürojob bei der Truppe weil ich Maschinenschreiben konnte und Stenographie.

Erkläre mal den Übergang. Du wurdest verwundet ...

Opa: ... und kam ins Lazarett. Wer den Hauptverbandsplatz überhaupt erreichte, dadurch dass er hingeschleppt wurde oder hingekrochen ist, wurde behandelt.

Meine Wunde wurde nun also verbunden und ich konnte da schlafen. Und am nächsten Morgen in der Dämmerung kam ein Lastwagen und transportierte uns ab. Zur nächsten Bahnstation und von da aus ging es dann über Polen nach Braunlage im Harz.

Was für eine Verletzung hattest du?

Opa: Das kam von einem russischen Granatwerfer. Wir sahen die Russen ja, das war für die eine sehr ungünstige Situation. Und wir wurden nun mit Granatwerfern beschossen. Das waren kleine Granaten mit dennoch hoher Sprengwirkung. Die kamen serienweise und verstelten dabei den Winkel. Man sah also die Granateinschläge näher kommen. Ich war dritter MG-Schütze und daher ein bisschen weiter zurückgezogen vom MG, einige Meter. Unser MG funktionierte aber gar nicht. Man sah nun das Ende auf sich zukommen, wenn die so weiterschießen würden.

Hat man aus der Position denn Gesichter sehen können?

Opa: Nein, das waren mehrere 100 Meter Entfernung. Man sah zwar dass sich da Menschen bewegten aber die waren ja auch schlecht getarnt. Auf Schnee, es lag ja überall Schnee. Ich muss dann eine zeitlang bewusstlos gewesen sein. Es hat sich auch niemand um mich kümmern können. Aber als ich wieder zu Bewusstsein kam, hatte ich eine Blutlache unter meinem Arm. Ich krepelte meinen Ärmel hoch und sah, dass der Unterarm so richtig aufgequollen war und stark blutete. Ich fühlte dann am Arm etwas Hartes und zog daran. Ich hatte durch den Schock keine Schmerzen. Es war ein Granatsplitter der Granate, die kurz vor mir eingeschlagen sein musste. Dann habe ich mich um meine Wunde gekümmert und dachte nur eins: weg. Wo ist Westen? Nicht, dass ich am Ende noch nach Osten krieche! Dann bin ich losgekrochen und habe Schlimmes gesehen. Da lagen viele mit weggeschossenen Unterkiefern und einige Kameraden waren noch bei ihm.

Jedenfalls habe ich es geschafft zum Hauptverbandsplatz zu kommen und da hat man mich verbunden. Das Kriechen dahin hat bestimmt eine Stunde gedauert. Oder länger, da habe ich keine genaue Erinnerung mehr dran.

Auf diesem Hauptverbandsplatz waren sicher viele Soldaten die versorgt werden mussten?

Opa: Ja. Und die geschrien haben nach Mama. (*schluchzt*) Meine Wunde war ja aber nur klein. Nur einsatzfähig war ich nicht mehr. Aber ich hätte gedacht die verbinden das und schicken mich wieder an die Front. Dass ich in die Heimat kommen würde hätte ich nicht gedacht.

Nun wurden wir wieder in den Zug gesetzt – ein Lazarettzug diesmal – und waren bestimmt eine Woche unterwegs nach Deutschland. Unterwegs hatten wir manchmal halbe Tage Aufenthalt, wenn irgendwas repariert werden musste oder so. Wir wurden gepflegt und bekamen ein Verwundetenblatt. Das habe ich wohl auch noch.

Nun kamen wir in Braunlage im Harz an und waren natürlich ungepflegt. Dann kam eine Krankenschwester ... (*schluchzt*) Das ist keine traurige Erinnerung, aber ... und guckte erst mich an, guckte die anderen an und sagt: „Ach, habt ihr’n kleinen Russen mitgebracht?“ (*lacht*)

Braunlage war also das Lazarett, in Russland waren die Lazarette total überfüllt, deshalb wurden wir dorthin gebracht. Ich war ja nur Leichtverletzter am rechten Unterarm, es ist nur noch ein bisschen zu spüren wo der Granatsplitter steckte, genau zwischen Elle und Speiche. Ich hatte noch weitere Splitter abgekriegt, die aber zum Glück in der Filzfütterung meiner Kleidung hängen geblieben waren. Die hatten sich da rein geschlagen bis kurz vor die Haut, keine weitere Verletzung, keine Kratzer, nichts.

Ein ausgesprochener „Heimatschuss“, wie man das damals nannte. Nicht so schlimm, um zu beeinträchtigen und ernsthaft gefährlich zu sein, aber ausreichend, um von der Front wegzukommen und in die Heimat zu dürfen.

Ich habe noch meine alte Feldflasche aus der Zeit, die auch durch Granatsplitter eingebault ist. Die Wucht war wohl nicht allzu groß, es waren ja Granatwerfer, keine Artilleriegeschosse. Aber mit verheerender Wirkung wenn man getroffen ist.

Was sich dann übrigens auch im Lazarett rausgestellt hat, als ich endlich nach längerer

Zeit baden durfte, dass noch etwas mehr passiert war.

Ich hab mich dann auch wohlgeföhlt in dem heißen Wasser und dann bin ich aber plötzlich wie von der Tarantel gestochen aus dem Bad wieder raus gesprungen, ich hatte Wasser ins Ohr gekriegt und da stellte sich heraus, dass beide Trommelfelle gerissen waren.

Das hatte auch nicht sehr wehgetan, nach dem Granateinschlag war ich ja eine Zeit lang bewusstlos gewesen und danach habe ich manchmal so ein Rauschen im Kopf gehabt, aber das hat sich dann auch gelegt.

Habe vielleicht manchmal nicht so gut gehört, aber darauf habe ich auch nicht richtig geachtet, Hauptsache man hatte überlebt. Aber die kaputten Trommelfelle wurden dann nicht behandelt, es ist dann von selber wieder zugeheilt.

Und ich bin dann später, als ich zum fliegenden Personal wieder zugelassen wurde, auch daraufhin untersucht worden. Ich habe nichts gesagt, denn ich wollte ja weiterkommen, das haben die gar nicht gemerkt, war anscheinend total zugeheilt.

Als ich dann also ausgeheilt war, ging ja verhältnismäßig rasch, kam ich zum Feldersatzbataillon der Luftwaffe Nummer 1, Gütersloh. Allerdings konnte ich zwischendurch nach Hause, um 14 Tage einen Genesungsurlaub dort zu verbringen. Das war schön, aber meinen Eltern ging es schlecht, mein Vater war ja todkrank. Die Kriegsverletzung war ja nicht das Schlimmste, sondern der Magen- und Darmkrebs, allerdings war der damals noch nicht diagnostiziert worden.

Es herrschte eine große Lebensmittelknappheit, alles war rationiert, Fettmarken gab es, pro Marke fünf Gramm Fett, Butter oder Schmalz. Dann Nährmittelmarken für Brot und Haferflocken oder so etwas und auch Fleischmarken, 50 Gramm Fleischmarken. Zum richtigen Überleben war es zu wenig, zum Sterben aber noch zu viel.

Meine Mutter hat auch zu der Zeit noch gearbeitet, aber es wurde sehr schlecht bezahlt und oft fehlte das Geld bei ihren Arbeitgebern, um sie zu bezahlen. Das ist alles überhaupt nicht erzählbar, kaum übertragbar, was damals für Zustände herrschten. Die primitivsten Sachen gab es einfach nicht. Zum Beispiel Klopapier, fällt mir spontan ein, das gab es einfach nicht. Zeitungen gab es ja, den *Völkischen Beobachter* oder auch den *Stürmer*, aber den hatten wir natürlich nicht, das war dieses Hetzblatt gegen die Juden. Also es gab Zeitungspapier, das wurde dann in kleine Fetzen gerissen und das hing dann im Klo an so einem Bindfaden. Und die Druckerschwärze, wo die dann hinterher überall rumgeschmiert hat, weiß ich nicht. (*lacht*) Die Druckerschwärze auf der Haut war mit Sicherheit unhygienischer als gar nicht abzuputzen. (*lacht*)

Stand denn in den Zeitungen von den Ereignissen des Krieges, sodass deine Eltern sie verfolgen konnten?

Opa: Nur die Siege. Oder wenn unsere Truppen Gelände aufgeben mussten. Dann hieß es aber „im Zuge der Frontverkürzung um den Endsieg zu sichern“. So in dieser Form wurde das dann propagiert, dabei war es eine totale Niederlage. Und natürlich standen in der Zeitung auch die Todesanzeigen von den ganzen Gefallenen. Ganze Seiten voll.

Nach dem Genesungsurlaub ging es also nach Gütersloh, und von da aus wurde man dann wieder an die Front geschickt. Das war sehr gut organisiert, da wurde man einem Truppenteil zugewiesen und dann wurde man in Marsch gesetzt und war dauernd unter Kontrolle. Da konnte man nicht abhauen unterwegs und sich irgendwo verstecken.



Abbildung 9: Schützengraben

Das haben einige in ihrer Verzweiflung doch gemacht oder besser versucht, besonders Familienväter, die so unglaubliche Sehnsucht nach ihrer Familie hatten. Und wenn die geschnappt wurden, dann wurden sie aufgehängt, da wurde kein langer Prozess gemacht. Wenn nachgewiesen wurde, dass sie keine militärischen Marschpapiere hatten wie einen Reiseauftrag oder so etwas, dann waren sie Deserteure, bekamen ein Pappschild um den Hals, da stand dann groß drauf „Wegen Feigheit vor dem Feind“ oder „Weil ich ein Vaterlandsverräter bin“. Und so hängte man sie an den Straßenrand an die Bäume und ließ sie dort hängen. Als Abschreckung.

Nun war ich also beim Ersatztruppenteil, da hatte man keinen richtigen Dienstplan und man hatte auch ab und zu Ausgang und diese Freizeit verbrachte man dann also in der Stadt. Da gab es eine Art Küche, da konnte man sich mal ein Süsschen holen, der Hauptteil war natürlich Wasser. Und alles, was man dort holen konnte hatte den Geschmack von „Bratlingspulver“, wie wir es nannten. Alles hatte einen einheitlichen Geschmack, aber schließlich mussten wir ja etwas essen.

Und irgendwie war ich wohl in schlechte Gesellschaft geraten und so haben wir abends die pünktliche Rückkehr ins Lager verpasst. Es gab eine Sperrstunde, 22 Uhr, und die hatten wir nun über eine halbe Stunde oder so verpasst und dachten, es käme nicht so darauf an. Aber es kam doch darauf an. Wir mussten sofort unsere Soldbücher vorzeigen, das wurde eingetragen, auch aus welcher Kompanie wir kamen und so weiter.

Und dann gab es am nächsten Tag einen Ausrufer in der Baracke. Ich hörte nur „Der Jäger Richter soll sich im Batallionsgeschäftszimmer melden“ und ich dachte nur „Oh Gott, jetzt haben sie dich am A...“ und malte mir etwas wie vorzeitigen Transport an

die Front oder ähnliches aus, man konnte ja mit allem rechnen.

Ich meldete mich also bei der Batallionsverwaltung, trete ein und sehe da einen Oberfeldwebel am Schreibtisch sitzen und das war ja nun, sagen wir mal, die letzte Stufe vor dem Lieben Gott. Da muss man natürlich stramme Haltung einnehmen, ich habe dann begrüßt und wurde gebeten „Na, nun kommse ma näher“. Also trat ich an seinen Schreibtisch und er sagt: „Ja, sie sind dazu verdonnert worden, bei mir Feuer anzumachen.“ „Jawohl, Herr Oberfeldwebel“, vor Freude war ich ganz außer mir und füllte ganz fleißig den großen Kanonenofen in der Ecke mit Holz und war selig, dass von meinem Späterkommen nicht mehr die Rede war.

Der Oberleutnant wusste natürlich davon, aber er war dann auf einmal leutselig. Diese Leutseligkeit rührte daher, wie ich dann erfuhr, dass dieser Oberfeldwebel Richter hieß und aus Dresden kam. Und als er mich darauf ansprach, woher meine Eltern stammten und ich berichtete, dass sie aus Radeberg stammten, da meinte er, da könnten wir ja fast verwandt sein und so ergab sich ein persönliches Verhältnis, der Dienstgrad spielte da keine Rolle mehr. Er war im Grunde genommen auch kein richtiger strammer Soldat, war ja auch nur ausgebildet für die Verwaltung.

Und dann flackerte das Feuer und ich wollte mich verabschieden, aber er fragte „Was haben sie denn so gemacht?“ und ich erzählte von meiner Lehre und dem Langemarckstudium, was natürlich für ihn einen Namen hatte. Und ich berichtete, dass dies ja nur ein Vorstudium zur Erlangung der Hochschulreife war und dass ich hoffe, dass ich nach siegreicher Beendigung des Krieges dann auch studieren kann. Denn ich war zu der Zeit schon immatrikuliert an der Universität in Wien.

„Ja,“ sagt er „wenn sie da beim Rechtsanwalt waren, haben sie doch auch Stenographie und Schreibmaschine gelernt?“

Ich sagte „Ja, aber das habe ich lange nicht einsetzen können, bin glaube ich ziemlich raus.“

„Ach, setzen se sich mal hin und schreiben se ma.“

Das war dann ein Batallionsbefehl, und ich schrieb. Zunächst war ich sehr ungelenk, kam dann aber doch allmählich rein, und zum Schluss des Befehls diktierte er mir „Mit Wirkung vom so-und-so-vielten dingsbumsda wird der Jäger Richter als Maschinenschreiber zum Batallionsstab versetzt.“

Ich sah ihn ungläubig an, aber er forderte mich nur auf „Ja schreiben se, schreiben se!“ und dann fragte er, wie es mit Stenographie stehe und er diktierte mir etwas, das hab ich aufgenommen und ihm glatt wieder vorgelesen, schließlich hatte ich als Soldat auch für mich privat noch viel stenographiert; ich hatte Tagebuch geschrieben, was aber leider weg ist.

Und dann war ich auf einmal Mitglied des Batallionsstabes, da brauchte ich zunächst nicht weiter zu befürchten, als Infanterist zurück an die Front zu müssen.

Ich machte ihn auch noch darauf aufmerksam, dass ich für tauglich befunden worden war, die Flugzeugführerausbildung zu machen.

„Jaja“, sagte er, „das leiten wir dann schon mal in die Wege, sodass sie nirgendwo anders hinmüssen.“

Und so vergingen die Monate und das war, kann man sagen, zusätzliche Lebenszeit. Ich musste jeden Morgen im Batallionsgeschäftszimmer sein, dann hat der Oberleutnant mir was diktiert und ich hab es in die Maschine geschrieben. Aber meine Hauptaufgabe war es, Anträge auf Genesungsurlaub von Kameraden aus dem Lazarett, die ans Er-

satzbataillon versetzt wurden, zu schreiben. Und ich habe mir, weil ich solche Anträge zu hunderten schreiben musste und weil es galt, Papier zu sparen, schmale Streifen geschnitten, teilweise auch mit Durchschlag, woraus ich dann etwa fünf Vervielfältigungen machen konnte, damit ging das ganz gut und schnell. Da habe ich mich so richtig eingenistet, hatte meinen eigenen Platz und meinen Schreibtisch.

Und eines Tages sagte mir der Oberfeldwebel Richter, ich solle mal zum Adjutanten kommen, der hieß Mittendorf, das weiß ich noch, denn ich hab seine Unterschrift so oft geübt bis ich sie perfekt nachahmen konnte. Ich habe es aber nicht missbraucht, also viel jedenfalls nicht. Ein hochgebildeter Mann jedenfalls, Oberstudienrat oder so etwas, er war aber nicht mehr kriegsverwendungsfähig und daher hatte er diesen Bürojob auf Lebenszeit. Der Oberfeldwebel Richter hatte mich empfohlen, als guten Maschinenschreiber, wovon er sich dann auch überzeugte, indem er mir über die Schulter sah.

Und dann musste ich zu dem auch immer zum Diktat, wenn Oberfeldwebel Richter nichts mehr für mich zu tun hatte. So hatte ich eine Vertrauensstellung, hatte auch Einblick in die Offiziersakten, teilweise musste ich auch Auszüge davon machen. Da gab es tolle Geschichten, welche, die auch desertiert waren und hingerichtet wurden, Offiziere kamen immerhin richtig vors Gericht.

Und so zog sich diese Arbeit also hin über Monate, ich glaube, insgesamt war ich etwa ein Jahr dort und langsam wurde ich immer zuversichtlicher, denn schließlich war die Ostfront schon zu meiner Kampfzeit dort ein Chaos gewesen, es musste doch irgendwann zusammenbrechen. Das durfte man natürlich niemandem sagen, dadurch wäre man schon in große Lebensgefahr gekommen.

Und bekamst du denn dort mit, wie es sich an der Ostfront und der Krieg allgemein entwickelte, durch Mundpropaganda oder auch durch Zeitungen?

Opa: Nein, nichts. Wir haben wohl mitbekommen, dass die Ostfront zurückgenommen wurde, aber wie gesagt „um den Endsieg zu sichern“. Da waren Lücken entstanden und die wurden nun aufgefüllt.

Na ja, und dann kam ja Stalingrad, das war so offensichtlich, das konnte man auch schon nicht mehr verschweigen von der Kriegsführung aus. Aber es wurde so beschönigt: „Der Führer hat befohlen, Stalingrad wird gehalten, damit der und der Frontverlauf gesichert bleibt“, oder so was ähnliches. Also die wirkliche, große Gefahr wurde uns nicht mitgeteilt.

Ich kam also nicht wieder zu meiner Truppe zurück. Und da hat man mir von der Front aus noch Privatsachen, die ich da noch irgendwo hatte in einem rückwärtigen Quartier, nach Hause geschickt. Also teilweise funktionierte eine gewisse Organisation hervorragend. Und alles, was ich an Privatsachen noch so hatte, das war nicht viel, Briefe und Handschuhe und so weiter, das kam zu Hause an. Nur meine Kamera, meine Balda Rollbox, auch mit Aufnahmen aus Russland, die war nicht dabei. Ich dachte noch, diese Himmelhunde, die haben sie sich unter den Nagel gerissen.

Was soll ich euch sagen, nach einer Woche kommt ein Päckchen per Einschreiben von der russischen Front, von der zusammenbrechenden russischen Front, und da war meine Balda Rollbox drin. Und die Bilder konnte ich noch entwickeln und habe sie jetzt hier. Die haben für mich hohe historische Bedeutung.

Ich hatte mich dort angefreundet mit einem Unteroffizier, sogar den Namen weiß ich

noch, Dickert hieß der, ein sehr netter, kultivierter Mensch und er wurde abberufen ins Reichsluftfahrtsministerium in Berlin, zu Hermann Göring. Ich hatte mich mit ihm soweit angefreundet, dass wir uns auch duzten und ich fragte ihn, ob er nicht, wenn er doch im Ministerium sei und zwar in der Abteilung zur Abberufung vom fliegenden Personal, nicht dafür sorgen könnte, dass ich dorthin abbeordert werden würde. Er versprach zu tun, was er könne und 14 Tage später kam ein Fernschreiben, besonders wichtig und eilig, vom Reichsluftfahrtsministerium, dass der Gefreite Manfred Richter zur Ausbildung als Fernaufklärungsgeschwader nach Großenhain abgeordnet werde.

Aber ich wollte doch Pilot werden! Am selben Tag rief mich Dickert an und erklärte mir, die Flugzeugführerschulen seien total überfüllt und es habe keine andere Chance gegeben, als mich zum Fernaufklärer ausbilden zu lassen. Und ich war selig! Ich packte also meine sieben Sachen und kam nach Großenhain in Sachsen in die Ausbildung.

Da wurden einige Prüfungen gemacht, die waren auch nicht allzu schwierig, zum Beispiel musste ein Aufsatz geschrieben werden über die Großtaten des Führers im Dritten Reich, politisches Thema natürlich. Es kam hierbei hauptsächlich darauf an, wie man es darstellte, musste nicht immer so genau stimmen. Und wir mussten auch noch einen Unteroffizierslehrgang machen. Da wurden uns die Beine lang gemacht, geschliffen wurden wir, auf Teufel komm raus. Aber ich war damals körperlich ganz fit. Nicht mehr ganz so gewandt, aber ausdauernder geworden. Ich bestand den Lehrgang jedenfalls und bekam einen Balken auf der Schulter mehr.

Und dann ging die Schulung los als Fernaufklärungsbeobachter, das waren hochinteressantere Arbeitsthemen, gerade so die sphärische Trigonometrie, das war für mich ganz neu, im Langemarckstudium hatten wir es soweit gar nicht gebracht.

Und dann wurde das nichts! Die Ausbildung wurde auf einmal gestoppt, denn Fernaufklärer brauchte man dann ja schon gar nicht mehr, die Fronten waren so nahe gerückt. Und während dieser Ausbildung erfuhr man, dass es im Grunde genommen immer schon Todeskommandos waren. Eine Statistik, die wohl nur so unter der Hand gehandelt wurde, besagte, dass die Fernaufklärer vielleicht zehn Einsätze machten und dann nicht wiederkamen, dann waren sie abgeschossen worden. Und das war dann aus und vorbei.

Dann kam für uns der Gammeldienst. Göring wollte uns wohl auch irgendwie nicht wieder loslassen, das waren seine Leute und er war ja nun Generalfeldmarschall, er konnte ja nicht nur mit dem paar Kompanien, die ihm geblieben waren, demonstrieren, was er für ein Herr war.

Kurz und gut, es kamen Versetzungen. Und der Dienst, der dann da versehen wurde, hatte mit der Fliegerei, mit der Fernaufklärung, überhaupt nichts mehr zu tun. Das war langweilig, aber mir recht. Hauptsache nicht wieder nach Russland! Das wollte ich unter allen Umständen vermeiden.

Auch wenn man mich degradiert hätte, wäre ich damit einverstanden gewesen, ob ich nun Obergefreiter wäre oder Gefreiter oder wieder Jäger, das wäre mir völlig wurscht gewesen. Nur nicht wieder an diese Front!

Ich war jetzt trotzdem immer noch in den Klauen der fliegerischen Ausbildung, ich wurde nicht abgeordnet. Andere zum Beispiel wurden zur SS abgeordnet, gegen ihren Willen. Das waren nicht alles Freiwillige bei der SS, die wurden einfach „abgelöst“ aus dem fliegerischen Bereich und wurden nach dem Westen geschickt, um die Städte, die zu Festungen erklärt worden waren, zu verteidigen.



Abbildung 10: Manfred mit Zigarette

Wenn diese Leute dann da gefangen genommen wurden von den Amerikanern in SS-Uniform, da waren sie abgestempelt und wurden entsprechend behandelt. Es war also ein ganz großes Missgeschick, wer da in diese Festungen geschickt wurde zur Verteidigung.

Aber ich blieb. Habe mir das überhaupt nicht erklären können. Irgendjemand hat mir dann gesagt „Mensch, du musst wohl gute fliegerische Fähigkeiten haben!“

Wie war denn in etwa das Kriegsgeschehen in Deutschland um diese Zeit, wo wir ja schon in den Jahren 1943/1944 angekommen sind?

Opa: Natürlich musste erst die Atlantikfront durchbrochen werden, die Schlacht in der Normandie. Dann sind die Amerikaner schrittweise durch Frankreich, dann auch in Verbindung mit französischen Truppen, die man dann zusammengestellt hat, hauptsächlich aber Amerikaner, weiter nach Osten vorgedrungen und waren dann auf einmal auf deutschem Boden.

Die nächste Station hieß Oppeln. Das war die nächstgrößere Stadt von Neudorf, dem eigentlichen Flugplatz. Hier wurden einige – ich weiß leider nicht mehr, nach welchem Prizip ausgewählt wurde – nun doch zur Flugzeugführerschule geschickt. Da kamen wir an, wurden aber gleich weitergeleitet nach Süden, nach Benneschau. Das lag schon auf tschechischem Gebiet, aber das war ja damals alles schon eingedeutscht, die Tschechoslowakei gehörte dem großdeutschen Reich ja auch schon an, Grenzen spielten keine Rolle mehr. Dann ging es gleich munter in die Flugzeugführerausbildung. Die schön-

te Zeit meines gesamten Militäraufenthalts. Nach all den Enttäuschungen vorher war das nun die Offenbarung. Neben der Schulung musste man aber auch einfachen Militärdienst ableisten, zum Beispiel Wachdienste, gerade bei schlechtem Wetter, wenn man nicht starten konnte mit den Flugzeugen.

Höhepunkt der Flugzeugführerausbildung war immer das Frühstück. An den Tagen, an denen Flugdienst war, gab es ein Brötchen und ein gekochtes Ei. An Nicht-Flugtagen gab es was viel Einfacheres, was genau, hat sich mir nicht so eingeprägt. Die Verpflegung war insgesamt ganz in Ordnung dort, gehungert haben wir nicht!

Zum Flugdienst musste man sich zu einer bestimmten Zeit an einer bestimmten Stelle einfinden, da wartete der Fluglehrer dann mit der Maschine. Das waren Bückermaschinen, mit zwei Sitzen nebeneinander. Ich saß links am Steuerknüppel. Ziehen bedeutete steigen, drücken bedeutete sinken. Im Rückenflug war es andersrum. Man saß auf seinem Fallschirm. Im Notfall Haube ab und raus.

Die Maschinen waren gut zu bedienen. Die Einführung war so, dass der Fluglehrer flog und ich daneben saß. Als erstes wollte er meine Flugverträglichkeit prüfen. Hecken und Zäune angefliegen und im letzten Moment darübergewippt. Gegenbewegungen sind da völlig falsch, aber das wusste ich ja bereits und hab mich entsprechend verhalten.

Vorher hatte er mir die Spucktüten gezeigt und meinte, wenn was kommt, ausspucken. Nicht versuchen, es zurückzuhalten. Nur wenn du auf einmal was Rundes im Mund hast, das darfst du nicht ausspucken, das ist dann der Afterschließmuskel! In die Verlegenheit kam ich aber zum Glück nicht! (*lacht*)

Dann gingen wir in den Rückenflug und weil ich mich nachlässig angeschnallt hatte, drückte ich mit dem Kopf gegen das Dach. Dann sagt der Lehrer auf einmal „Richter, erzähl mal ’nen Witz!“ Ich war wohl dafür bekannt auch mal anrühige Witze zu kennen. Aber in der Situation fiel mir keiner ein, auch wenn ich sonst eine ganze Tasche voll hatte damit.

Später fiel mir dann ein Witz ein, den ich hätte erzählen können. Einer der Tünnes- und Scheel-Witze, über die beiden Witzfiguren aus dem Rheinland. In dem Witz macht Tünnes einen Rundflug über Köln. Da ging es turbulent zu und er kommt ganz blass wieder herunter. Scheel fragt „Na, wie wars denn?“ „Och, ganz gut, aber was komisch is: das was ich vorhin in der Hose hatte, das hab ich jetzt im Genick!“

Nach einigen Übungsflügen des Lehrers in 1000 Metern Höhe sollte ich nun den ersten Start alleine machen. Bei Regenwetter. Es prasselte auf die Scheibe, ich gebe Gas und die Maschine rollt. Dann war der Moment zum Abheben gekommen und ich habe ganz leicht am Knüppel gezogen. Dann aber direkt die Hälfte wieder zurückgeschoben, so dass ich etwa einen Meter über dem Boden schwebte. Das hat ihm gut gefallen, das ließ auf sicheres Fluggefühl schließen. So hab ich mich allmählich in das Gefühl fürs Fliegen hineingelebt. Das hat richtig Spaß gemacht!

Nun sollte ich alleine starten, da hatte ich schon etwas Bammel. Sonst ist man immer noch korrigiert worden und nun alleine. Aber das hat auch funktioniert.

Nach einigen Starts, die ich alleine gemacht hatte, kam er an meine Maschine heran und fuchtelte mit den Armen und machte ein zorniges Gesicht. Hören konnte ich nichts von dem was er sagte, der Druck in den Ohren hatte sich noch nicht ausgeglichen. Und dann machte er auf einmal die Bewegung, die hieß *Starten!*. Nach dem Motto „Nun weißt du ja, was du richtig machen musst, los gehts“.

Mein Auftrag war, eine Kunstflugübung zu machen, die ich schon kannte. Ich stieg

also auf 1000 bis 1200 Meter und sollte nun Steilkurven fliegen. Also so, dass eine Tragfläche nach oben und die andere nach unten zeigt und dann enge Kurven fliegen. Da spürte ich auf einmal ein hartes Rucken in der Maschine. Die obere Tragfläche riss nach unten, auch Dagegedrücken half nichts. Auf einmal sehe ich vor mir die Erde näher kommen und die drehte sich dazu auch noch. Das was ich da machte, nannte sich „Steiltrudeln“. Gelernt hatten wir, dass wir entgegengesetzt reintreten sollten, das ging aber nicht. Da dachte ich mir, dass ich nun sterben würde, wenn das nicht funktionierte. Dann hab ich aus Reflex alles losgelassen. Füße von den Pedalen, Hände vom Knüppel. Und auf einmal hört die Erde auf, sich zu drehen und geht nach unten weg. Ich konnte also wieder geradeaus weiterfliegen. Dann landete ich wieder und der Fluglehrer, der das natürlich verfolgt hatte von unten, kam an. Und obwohl er mich vorher ja wegen einer Sache zusammengefaltet hatte, von der ich bis heute nicht weiss, was es war, war er nun aber froh, dass ich heile wieder runtergekommen war. Und als ich ihm berichtet habe, was ich gemacht hatte, sagte er: „Ja, das ist das einzig Richtige, was du tun konntest! Die Maschine fängt sich dann von selbst.“ Das ist nicht bei allen Maschinen so, aber diese waren so leicht gebaut, dass sie sich gewissermaßen selbst korrigierten.

Dann kam die Phase, in der man Kunstflug, auch im Extrem, fliegen musste. Da habe ich dann durch die hohen Belastungen, denen der Körper dabei ja ausgesetzt ist, Probleme mit dem Magen gekriegt. Keine Übelkeit, aber Magendruck. Und das hielt auch an nachdem ich aus der Maschine ausgestiegen war, das hatten andere zum Teil auch.

Der Körper hat ja als Stütze das Skelett. Aber der Bauch zum Beispiel hat ja keine Stütze. Wenn nun eine starke Fliehkraft auf den Körper wirkt, machen das die Eingeweide nicht mit.

Wenn der Fluglehrer flog, hatte man selbst ja nichts zu bedienen und legte seine Hände dann auf die Oberschenkel und beim Abfangen nach dem Looping konnte man die Hände nicht von den Beinen hochkriegen.

Na, und eines Tages hieß es dann, wir müssten den Flugbetrieb aufgeben und nach Neudorf zurück. Wir waren etwa zwei bis drei Monate in Benneschau gewesen. Dann ging es zurück nach Neudorf. Dort sollte weitergeschult werden, wurde aber nicht. Aber Unterricht hatten wir dafür. Viel Theorie. Und einmal wurde ich aus der Theorie herausgerufen und zwar wollte der Kommandeur nach Benneschau fliegen. Der Lehrer sollte nun einen bestimmen, der den Flug machen könnte und für den das eine gute Übung wäre. Die Wahl war nun auf mich gefallen und ich musste raus.

Nun musste ich, wie wir es gelernt hatten, Wetter einholen, Karten holen und einen Kurs bestimmen. Fallschirme mussten geholt werden. Und er wollte schon bald los, so dass ich zum Berechnen des Kurses nicht mehr genug Zeit hatte. Zugeben wollte ich das aber auch nicht, und dachte, der würde schon merken, wenn was nicht stimmt und mich darauf hinweisen.

Ich startete nun also und die Hauptrichtung wusste ich ja, das war Süden. Und wir fliegen und fliegen, sagen beide nichts. Und ich denke: „Um Gottes willen, wo sind wir denn jetzt bloß?“ Ich hatte total die Orientierung verloren. Hatte aber auch nicht den Mut zu fragen. Da sehe ich auf einmal unter mir ein Waldstück mit einem Haus ein Stück außerhalb des Waldes. Aus einem der Häuser kam eine Dampffahne, seitlich. Da wusste ich, wir sind in Benneschau. Das war nämlich die Försterei. Und das andere war



Abbildung 11: Im Einsatz

eine Schnapsbrennerei mit Abdämpfen. Ich sage also: „Wir sind da!“ und ich sollte nun landen. Ich bin aber erst noch eine Platzrunde geflogen. „Nun landen sie doch!“ sagt der, aber ich musste erst mal wissen, woher der Wind kommt, man muss ja gegen den Wind landen. Bis ich also den Windsack sah und dann bin ich gelandet.

Dann stieg er aus und sagte, dass wir uns später wiedersähen. Dann fragte er noch, wie viele Flugstunden ich wohl schon hatte. Das wusste ich nicht mehr so genau, aber etwa 60. „Und da schickt er Sie mit mir los?“ fragt er. Er empfand das als großen Leichtsinn, so einem jungen Piloten anvertraut worden zu sein. Aber es war ja alles gut gegangen, ansonsten wäre ich sofort rausgeflogen, wenn der Flug nicht geglückt wäre.

Vor dem Rückflug hatte ich ja nun genug Zeit den Kurs zu bestimmen, da konnte nichts schief gehen. Wir waren nun etwa eine halbe Stunde unterwegs, da greift der Kerl den Steuerknüppel und ist ganz aufgeregt. „Feindliche Jagdflieger! Sofort runter!“ Er hatte die Hosen voll und machte mir den Vorwurf, nicht reagiert zu haben. Dann stellte sich aber heraus, dass es keine feindlichen Jäger waren, sondern unsere eigenen Jagdflieger. Da war er dann wieder versöhnlich.

Habt ihr dort auch mit Zivilbevölkerung zu tun gehabt?

Opa: Ja, wir haben dort auch mal Erntedienste gemacht. Die Bauern hatten angefordert, wenn wir mal keinen Flugdienst hatten, dass wir dann helfen sollten.

Wir haben dann im Grunde genommen sonst wieder Gammeldienst gemacht. Keine richtige Ausbildung, als warteten wir darauf, woanders hinzukommen. Dann hieß es auf einmal, dass die Schule aufgelöst würde. Und dann wurden die meisten Flugschüler eingekleidet in SS-Uniform. Das waren wie schon erwähnt von Haus aus keine SS-Leute, sondern sie wurden dazu gemacht. Die wurden weggeschickt, Richtung Westen, auf deutschem Boden Städte zu verteidigen. Das war schon 1944.

Und der Rest von uns, eine Handvoll, wir sollten uns bereithalten, Flugzeuge als kriegswichtiges Material überführen nach Parow, nördlich von Stralsund. Was dann weiter mit uns geschehen würde, würden wir ja sehen. Nun hatte ich mir in Oppeln ein Buch ausgeliehen, aus der Bücherei. Und ich wollte nicht einfach abhauen ohne das

Buch zurückzugeben. Fahre also mit der Bahn von Neudorf nach Oppeln, die Zeit hatte ich ja noch. Als ich in Oppeln ankomme, sehe ich, dass die ganze Stadt schon verlassen ist. Häuser standen leer usw.

Ich also zum Rathaus, wo die Bücherei war, die natürlich auch geschlossen war. Habe das Buch auf die Treppenstufen gelegt und mache wieder kehrt. Was für ein Wahnsinn! Wir stehen vor einem verlorenen Weltkrieg und ich bringe ein Buch im Wert von vielleicht 2,50 Mark unter Lebensgefahr dahin zurück! Ich fahre dann also mit der Bahn wieder zurück nach Neudorf und alle kleinen Maschinen, die überführt werden sollten, sind weg. Für mich war keine da. Da war noch ein Kommando, das den Flugplatz bewachte, aber die Russen waren schon in Krakau. Deutsche Jagdbomber waren schon nach wenigen Minuten wieder zurück. Die flogen an die Front, bombardierten und holten sich dann neuen Sprit und Munition. Das war also kriegsnah wo wir uns befanden.

Nun sollte ich also mit dem Gütertransport fahren. Einer fuhr noch nach Parow und da sollte ich mitfahren. Ich kam also am Bahnhof an und da war auch ein Güterzug, der proppenvoll war, aber leider keine Lok hatte. Dann haben wir also noch eine Nacht draußen herumgelungert. Dann kam aber tatsächlich noch eine Lok. Im Nachhinein haben wir dann erfahren, dass dies die letzte Lok war, die das Gebiet verlassen hat und in der selben Nacht sind noch russische Panzer auf den Flugplatz Neudorf gerollt. Aber wir waren weg.

Nun kamen wir in Parow auf dem Flugplatz an, hatten dort aber keine Funktion. Also wieder nichts zu tun und Langeweile und Ungewissheit. Und zwei Kameraden, die waren schon Unteroffiziere und damit ein ganzes Stück weiter als wir und die habe ich ein bisschen beneidet. Ich musste nun immer Wache schieben oder zum Teil Baumstümpfe aus einem Waldstück rausreißen und die hatten so einen guten Posten. Dachte ich. Aber eines Tages waren diese beiden weg. Ich habe dann erfahren, dass die kurzfristig zum Lieutenant befördert und an die heranrollende russische Front geschickt worden waren. Die wurden als junge Offiziere da vermeintlich gebraucht, um den Krieg zu gewinnen.

Dann wurde ich schließlich mit einem Sonderausweis in den Zug gesetzt mit dem Ziel Gerolzhofen bei Würzburg. Ganz alleine. Dort war auch wieder ein Flugplatz und da wurde auch ausgebildet, hieß es. Ich war mehrere Tage unterwegs und habe mehrere Male Fliegeralarm und Beschuss des Zuges erlebt. Bei dem Beschuss konnten wir aber rechtzeitig noch den Zug verlassen und uns etwas entfernt verkriechen. Letzten Endes bin ich dann in Gerolzhofen angekommen und für die war das auch nicht überraschend, die bekamen wohl öfter Soldaten so zugewiesen wie mich. Und auch hier war ich wieder ohne Funktion. Wieder alle möglichen Dienste. Zum Beispiel mussten wir einige Hilfsarbeiten erledigen. Es gab ein Sammelsurium von allen möglichen Leuten, auch alle aus dem fliegenden Personal, die Göring nicht loslassen wollte und die eigentlich dringend an der Front gebraucht worden wären.

Und dann haben wir eines Tages auch gesehen, wie Würzburg bombardiert wurde. Wir hatten Deckungslöcher aufgesucht und konnten aus unserem Barackenlager heraus sehen, wie der Himmel blutrot war. Unsere Stationierung selbst wurde nicht bombardiert, aber man hat Würzburg in Brand gesetzt, von den amerikanischen Fliegern aus. Ich weiß nicht, wie viele hunderte auf einmal darüber ihre Brandbomben abgeschmissen haben. Und wir wurden in der Nacht noch von Gerolzhofen auf Lastwagen in das brennende Würzburg gefahren, um da Rettungsdienste zu machen. Es war vieles noch gut organisiert.

Wir sind also reingefahren und haben den Leuten, die noch da waren, geholfen. Die meisten waren abgehauen, wenn ihr Haus brannte, einfach aus der Stadt raus. Und wir haben den Verbliebenen geholfen, aus ihren brennenden Häusern, aus den Kellern zu kommen oder ihre Koffer und ähnliches herauszuholen. Es hat auch viele Tote gegeben.

Ich weiß noch, dass vor einem Haus, vor dem Kellereingang, ein Mann kniete und versuchte, hineinzugelangen. Wir haben ihm geholfen und noch was aus dem Keller rausgeholt. Und vor dem Haus lagen Decken und da fragten wir den Mann, der so eifrig versuchte, ins Haus zu kommen, was es damit auf sich habe. Und dann war das seine Tochter da unter den Decken. Die war tot. Und er hatte noch den Mut, nach einem Koffer zu suchen. In einem anderen Fall, es war vielleicht eine Stunde später, da sitzt einer weinend vor seinem Haus und hat es aufgegeben, zu versuchen, noch Dinge daraus zu retten. Und sagte aber: „Gott sei Dank ist meine Familie gerettet!“ und weinte um sein Hab und Gut, und der andere weinte nicht mal um seine Tochter in diesem schrecklichen Moment. Völlig unterschiedliche Reaktionen.

Wir haben vielen helfen können. Und auf einmal hoppelten da Kaninchen herum, mitten in den Trümmern! Die waren wohl in einem Holzkäfig gewesen an irgendeinem Haus, der zusammengebrochen war und die Kaninchen sind dann wohl abgehauen. Und da war so ein großes, ein *Deutscher Riese* glaube ich, und der hatte Brandblasen an den Ohren, das sah schlimm aus. Ich fasste den Plan, dieses Kaninchen zu schlachten, wie ich es schon manchmal gesehen hatte. Ich habe es erst mit einem Handschlag hinter die Ohren betäubt, habe ihm das Genick gebrochen, es ausbluten lassen. Dann hab ich es irgendwo aufgehängt und ihm das Fell abgezogen, ausgeweidet und dann haben wir abends dies frisch geschlachtete Kaninchen mit in unser Lager genommen und da haben wir es geschmort. So was hatten wir ewig nicht gehabt.

Aber am Tage kamen wieder die Amerikaner und haben die Brücke bombardiert, die über den Main ging. Da mussten wir wieder in Deckung gehen, denn die sahen natürlich von da oben, dass sich unten noch was bewegte und schmissen ihre Bomben. Flogen zurück, tankten neu auf und kamen wieder.

Der Flugplatz Gerolzhofen war auch belebt von JU 87 und JU 88, das waren Nachtjäger. Die wurden gegen amerikanische Bombenflugzeuge eingesetzt. Und da war hauptsächlich nachts Betrieb.

Ein Stück weit weg von dem Kasernengelände gab es Waldungen, in die Schneisen geschlagen worden waren, um dort die Flugzeuge abstellen zu können, wenn sie nicht in Benutzung waren. Dort mussten noch weitere Schneisen geschaffen werden. Hierfür hatte man als Arbeitskräfte russische Kriegsgefangene, die auf dem Kasernengelände eine Baracke hatten, die natürlich bewacht wurde, dass sie nicht abhauten. Sie waren schlecht ernährt, sahen erbärmlich aus diese Soldaten. Sie waren an der Front gefangen genommen und nach Deutschland transportiert worden. Sie kamen nicht in Lager, weil man sie eben als Arbeitskräfte gebrauchen konnte. Und jetzt wurde also Wachpersonal gesucht, und ich wurde als Wachsoldat für solch eine Truppe heruntergewirtschafteter russischer Soldaten eingeteilt. Und wir wurden auf Lastwagen verladen, und ich bekam ein französisches Gewehr. Ein ganz langes, viel, viel länger als unsere Karabiner, an denen wir ausgebildet worden waren. Ich konnte damit also gar nicht umgehen. Ich kriegte auch Munition und musste nun die Leute bewachen. Ich war der einzige Wachsoldat von mindestens zwölf bis 15 Gefangenen, die alle einen Spaten hatten. Da hätte mir

nur einer was über den Schädel ziehen müssen, ich hätte mich überhaupt nicht wehren können. Mit meinem ungewohnten Gewehr hätte ich nur zuschlagen können, aber nicht schießen. So ein Blödsinn!

Jedenfalls gab es unter diesen Gefangenen eine bestimmte Rangordnung. Da gab es welche, die hatten was zu bestimmen. Wenn die das Zeichen gaben „aufhören zu arbeiten“ setzten sich einfach alle hin und hörten auf zu arbeiten, diese Zeichen kriegte ich aber nie mit. Und ich rief in meinem Eifer „Hee, rabotti, rabotti!“, ich konnte ja kein Russisch und die konnten kein Deutsch. Sie taten als ob sie gar nichts hörten und ich hätte mich gehütet, jemanden anzugreifen. Wahrscheinlich hätten sie mich erschlagen. Sie hatten ihre Verpflegung, gekochte Kartoffeln oder so etwas hatten sie mitgekriegt, das aßen sie dann, haben ihre Pause gemacht. Dann kam von irgendwoher eine russische Stimme, dann packten sie ihre Schaufeln wieder und machten weiter mit der Arbeit.

Und dann kamen auf einmal Frauen über das Gelände, direkt auf unsere Arbeitsstelle zu, hatten Kopftücher um, es waren ganz offensichtlich russische Frauen. Das waren aber keine Kriegsgefangenen, sondern Zivilisten, die auch aus Russland nach Deutschland transportiert worden waren, als Arbeitskräfte. Die kamen immer näher und meine russischen Gefangenen kriegten immer längere Hälse, jedenfalls war ersichtlich, dass die sich wohl miteinander verständigten. Und nicht nur erst an diesem Tag, sondern auch früher schon, haben Nachrichten übermittelt und ich konnte auch nicht verhindern, dass die nun miteinander sprachen. Da war so ein junger russischer Soldat, möglicherweise auch ein junger Offizier, der schien eine Respektsperson zu sein in seiner Gruppe. Und der stellte sich neben mich, sprach mit den Frauen, die dann aber sehr schnell weitergingen. Na ja, wie das unter Männern in dem Alter wohl so ist, machte ich eine anzügliche Bemerkung, ob er nicht da auch mal so, mit so einem Mädchen ... Na ja, das war so in der Landser-Sprache, derer bediene ich mich hier jetzt nicht. (*lacht*) Da guckte er mich an und grinste. Und dann machte er eine nicht zu missdeutende Handbewegung, zeigte auf seinen Unterleib und sagte nur: „Nix Benzin!“.

Nun, die Quintessenz aus der ganzen Sache: gesetzt den Fall, ich hätte mit diesen Leuten, die ich zu bewachen hatte, Schwierigkeiten gehabt und wäre so töricht gewesen, das zu tun, was mir eigentlich auferlegt war zu tun, hätte die vielleicht mal mit dem Gewehr angetippt oder so etwas, dann hätte mir das nach dem Kriege sehr negativ ausgelegt werden können, vielleicht eine Aussage wie „das war einer vom Wachpersonal, das war so ein SS-Mann“ oder was weiß ich. Ich hätte nicht widersprechen können. Das wäre wahrscheinlich aus den Militärpapieren der Verwaltung der Gerolzhofener Kasernen hervorgegangen, dass ich da eingesetzt worden bin. Und so kam man leicht in den Ruf eines Kriegsverbrechers. Aber diejenigen, die schuldlose junge Leute in diese Situation hineingeschubst haben, das wird oft vergessen.

Einmal musste ich auch mit einem Ochsengespann über den Flugplatz fahren und am anderen Ende irgendetwas abholen. Die Tiere waren angeschirrt, aber merkten, dass es von zuhause weggehen sollte und das wollten die nicht. Und nachdem mit den Zügeln nichts zu machen war, habe ich die Peitsche mal eingesetzt und die fingen tatsächlich an sich zu bewegen. Langsam zwar, aber immerhin. Und zwischendurch sind sogar Maschinen auf dem Platz gestartet während wir da langzockelten. Schließlich habe ich meinen Dienst am anderen Ende des Platzes erledigt und dann musste ich wieder zurück. Und als die Ochsen das merkten, dass es zurück zum Stall ging, da sind die

durchgegangen. Ich sah nur noch zwei dicke Ochsenhinterteile, die vor mir auf und ab gingen.

Dann wurden eines Tages ich und einige andere, die ich nicht kannte, aufgerufen. Wir waren alles Mannschaftsdienstgrade, sieben Mann insgesamt. Ein Unteroffizier hatte das Kommando. Wir sollten nach Hof in Bayern fahren. Nun kam es aber dazu, dass einer aus der Gruppe zurücktreten musste. Da ich aber auf jeden Fall weg wollte, habe ich gesagt, dass ich verlobt bin. Natürlich völlig frei erfunden. Meine Braut sei in Hof und es sei mir ein Herzenswunsch, doch bitte genommen zu werden. Und so kam es dann auch.

Der Unteroffizier bekam nun einen Sonderausweis für die Bahn, auf dem vermerkt war, wer mit ihm unterwegs war. Ich hatte nun einen Kumpel mit in der Gruppe, Hans Schubert, der war Nürnberger. Noch sehr jung, aber schon Vater und verheiratet. Und ich sage nun zu ihm: „Wir kommen doch auf der Strecke durch Bamberg! Da gibt es den Dom mit dem Bamberger Reiter drin!“ Das wusste ich aus dem Kunstunterricht. Ein weltberühmtes gotisches Kunstwerk. „Machste mit, dass wir da aussteigen und den angucken?“ „Na klar, das muss ich doch gesehen haben!“ sagt er.

Wir kamen auf dem Weg noch vor Bamberg in einen Fliegeralarm und mussten den Zug verlassen. Die Gelegenheit wollte ich nun nutzen, dass wir uns absondern. Die anderen hatten ja ihren Fahrausweis und wir waren eben verloren gegangen. Als wir nun also weiterfahren konnten, haben wir uns also nicht zurückgemeldet. Dann kamen wir nach Bamberg rein und wir stiegen aus. Wir hatten nun unseren großen Fliegerrucksack, gelb war der obendrein auch noch, sehr auffällig also. Wir mussten nun mit den schweren Rucksäcken vom Bahnhof runter, kommen an die Sperre und da stehen Kettenhunde, Feldjäger. Die trugen Ketten mit Symbolen, ein Hakenkreuz war bestimmt auch dabei. Zwei große stämmige Kerle und wir nun beide im Miniformat. „Hans, jetzt sind wir dran!“ Aber er hat dann das Reden übernommen. Das waren zufällig auch Bayern, so wie er, aber die ließen sich auf nichts ein. Wir wurden also festgenommen und gewarnt, dass bei einem Fluchtversuch von der Waffe Gebrauch gemacht würde. Wir haben dann angegeben, dass wir von unserem Kommando abgekommen sind und doch nun weiter wollten. Sie könnten uns ja auch in irgendeiner Weise verfolgen lassen. Da gingen die aber nicht drauf ein, sondern brachten uns vor den Stadtkommandanten.

Wir gingen in der Mitte, bedröppelt wie wir waren und die beiden stämmigen Männer rechts und links von uns. Und die Leute auf dem Bahnsteig guckten und tuschelten als sie das sahen: „Jetzt haben sie schon wieder zwei Fahnenflüchtige ...“ Wir wussten ja, dass Fahnenflüchtige am Straßenrand an Bäumen aufgehängt wurden. Davon hab ich einige gesehen, das Bild hatte ich nun wieder vor mir.

Nun kamen wir also zu dem Kommandanten, einem älteren Herrn. „Wo wollten sie denn hin?“ fragte er und wir haben uns gerechtfertigt. Besser gesagt Hans tat das, ich habe Heiserkeit vorgetäuscht. Er hat also nun angefangen zu schwafeln, dass wir uns hier in Bamberg mit unserer restlichen Truppe wiedertreffen wollten, aber die nicht aufgetaucht wären. Und er hat uns das geglaubt.

„Sie gehen von hier aus auf direktem Wege zum Bahnhof und fahren mit der nächsten Gelegenheit weiter!“

Wir laufen also los mit unserem Gepäck und kommen in die Stadt und ich sage zu Hans: „Wollen wir nicht doch noch zum Dom?“ „Ja sicher, den Reiter den gucken wir uns an!“

Der Hans war übrigens Feinmechaniker, ein pffiger Bursche, sehr geschickt. Der reparierte alle Armbanduhren, egal ob sie schon zertrampelt waren, hinterher gingen sie wieder.

Wir fanden also nun den Bamberger Dom und gehen hinein. Gucken uns um, sehen den Reiter aber nicht. Auf Nachfrage hieß es dann „Der Bamberger Reiter wurde hier weggeschafft, den hat man in Sicherheit gebracht“. Da sage ich zu Hans „Jetzt müssen wir sehen, dass wir hier wegkommen!“ Schlussendlich kamen wir dann nach einer weiteren Zugfahrt auch in Hof an.

Dort hatten wir eine Baracke und in der Stadt gab es eine Kaserne, da konnten wir uns verpflegen. Wir waren bestimmt eine Woche dort.

An einem Tag wollten auf dem Platz deutsche Jagdflieger notlanden, der Untergrund war aber total matschig und unbenutzbar. Als Warnung schoss man in solchen Situationen mit roter Leuchtmunition, da wir die aber nicht hatten, haben wir mit weißer geschossen, um die von ihrem Vorhaben abzubringen. Das haben die aber fehlgedeutet und der erste hat das Fahrgestell ausgefahren und zur Landung angesetzt. Und was bei den Bedingungen passieren musste, ist passiert: die Maschine hat sich mehrmals überschlagen und blieb auf dem Dach liegen. Wir sind also hingelaufen und haben ihn auch noch aus der Kabine heraus bekommen. Und das einzige was er noch gesagt hat war: „Es hat alles keinen Zweck mehr“ und dann war er tot. Wir waren so auf Selbstständigkeit eingestellt, dass wir ihn zunächst in die Nähe unserer Baracke gebracht und am nächsten Tag begraben haben. Wir haben keinem was davon erzählt, gefragt hat auch niemand. Es herrschte Endzeitstimmung. Es war allen klar, dass der Krieg verloren war, Hauptsache, man selbst überlebte.

Die Maschine, die der verunglückten direkt gefolgt war, hatte nun aber gesehen, was mit dem passiert war, der versucht hatte regulär zu landen und hat außerhalb des Flugplatzes eine Bruchlandung gemacht und der Pilot hat überlebt.

In Hof waren wir nun die einzigen Soldaten und wir hatten Wachdienste zu leisten.

Es waren große Schneisen in den Wald geschlagen worden und in jeder dieser Schneisen stand ein Kriegsflugzeug. Diese Schneisen mussten wir nun also mit schussbereiter Waffe abgehen. Und wir waren zum Teil so übermüdet, dass wir im Gehen eingeschlafen sind. Ich bin richtig beim gehen in den Knien eingesackt und wache dadurch wieder auf. Eigentlich musste ich ja bis zum Ende des Geländes laufen, aber da ich keinen Zeugen hatte, hab ich mir gesagt, ich gehe einfach zurück. Aber ich hatte total die Orientierung verloren in der Dunkelheit! Ich hatte also nur die Möglichkeit, auf mein Glück zu vertrauen und in einer Richtung zu gehen, die mir als die richtige erschien. Dabei möglichst nicht im Kreis gehen natürlich! Und es hat auch geklappt, ich bin ohne Umweg bei der Baracke angekommen.

Einmal habe ich bei einem solchen Wachdienst auch einen Hasen geschossen. Ein Kamerad, der in der Nähe wohnhaft war, hatte nach einem Urlaubstag ein Florettgewehr mitgebracht. Munition hatte er auch mitgebracht, aber die passte nicht. Die Hülse war zu lang, deswegen passte das nicht. Aber wir hatten ja Hans Schubert, unseren Feinmechaniker, vor Ort, der guckte sich das an und konnte mit seinem Werkzeug, was er dabei hatte, die Hülsen auf die richtige Länge kürzen. Ich hatte nun als nächster Wache und nahm die Büchse mit. Schließlich habe ich dann auch einen Hasen dort herumhoppeln sehen, der auch nicht ängstlich war, denn von Zivilbevölkerung durfte dieses Gebiet ja nicht betreten werden.

Ich musste aber nah an den Hasen heran, dieses Gewehr hatte keine so große Schussweite. Der Hase ließ sich auch durch mein Näherkommen nicht stören, sondern fraß weiter Gras. Irgendwann hoppelte er dann aber doch ein Stück weg, war aber immer noch gut zu sehen. Ich habe mich also nun auf den Bauch gelegt, damit er mich nicht so gut sehen konnte und bin an den Hasen herangerobbt. Plötzlich wurde das Tier durch ein Geräusch aufgeschreckt und hoppelte wieder los, diesmal aber direkt auf mich zu! Als er so nah herangekommen war, dass ich dachte, einen guten Schuss abgeben zu können, drücke ich ab und sehe nur noch, wie der Hase senkrecht in die Höhe springt, auf den Boden zurückfällt und merkwürdig zuckt. Ich springe also auf, nehme mein Seitengewehr und steche ihn ab. Anschließend habe ich festgestellt, dass ich ihn genau ins Auge getroffen habe und ins Gehirn. Da haben wir die Kugel dann auch gefunden später. Mann, da war ich aber stolz! Als ich nun zurückkam, gab das natürlich ein großes Hallo!

Nun kamen an dem Tag zwei junge Mädchen auf unser Gelände und wie es unsere Art war, riefen wir die zu uns heran und erfuhren, dass sie in Hof wohnten, der Vater aber in Kriegsgefangenschaft war. Darum boten wir denen an, mit dem Hasenbraten zu ihnen zum Essen zu kommen. Da kriegten die natürlich große Augen. „Ja, da sprechen wir mit unserer Mutter darüber!“

Sie kamen also später wieder und sagten, dass das ginge, nur dass niemand von ihnen den Hasen ausnehmen könne. „Ach, wenn ihr ein gutes Messer habt, dann mache ich das schon.“ Schließlich gingen also Hans Schubert und ich dorthin.

Hans war auch vorher schon ein paar mal in der Umgebung auf Eierkauf unterwegs gewesen. Als Einheimischer zog er über die Bauernhöfe und kam auch jedes mal mit einer guten Menge an Eiern zurück. „Nanu, was hast du denn dafür bezahlen müssen?“, hab ich dann mal gefragt. Er hat nur gegrinst, „Ich habe einfach zum Abschied *Vergelt's Gott* gesagt!“. Damit war er immer durchgekommen.

Wir hatten also genug zu essen mit dem Hasen und den Eiern. Ich habe den Hasen abgezogen und ausgenommen und die drei Frauen, zwei Mädchen und die Mutter, haben Knödel gemacht. Und dann haben wir da gut und viel gespachtelt! Das war eine richtig nette Bekanntschaft die wir da gemacht hatten.

In der Zeit danach haben wir denen dann auch noch mal geholfen. Hof war ja bereits von amerikanischen Truppen eingekreist und wir saßen in der Falle. In der Nachbarschaft wurden schon Fenster verbarrikiert. Und für die Familie haben wir uns dann angeboten, denen auch mit Balken und Brettern die Kellerfenster zu sichern. Haben also das Holz herangeschafft und die Fenster zugenagelt.

Ungefähr eine Woche später kam auf einmal ein Luftwaffenoffizier zu unserer Baracke. Vorher hatten wir da so ganz für uns und ganz zivil gelebt und nun kam aber dieser Offizier, der damit beauftragt war, das Kommando zu übernehmen. Hof sei zur Festung erklärt worden und wir sollten uns einreihen in die Truppe, die Hof verteidigen soll. Das war natürlich erst mal ein Dämpfer, so auf den letzten Drücker sich noch fürs Vaterland verheizen lassen, das wollten wir nicht. Aber der Offizier blieb nun erst mal.

Am nächsten Tag kam ein Angriff amerikanischer Bomber und wir waren auf dem Weg zur Kaserne. Und das ist ja ein Anblick, der einen so richtig gehend umschmeißt. Wenn so ein Pulk von Bombern in die Richtung fliegt, in der du dich befindest. Die waren also über uns und wir haben uns dann irgendwo hingeschmissen, wo man Schutz vermutete. Auf einmal springt Hans Schubert auf wie ein Verrückter. Der war in dem



Abbildung 12: Manfred mit Fliegerbrille

Moment auch bestimmt nicht bei Sinnen. Und der rennt und rennt und ist schon nicht mehr in unserem Sichtfeld, da sehen wir wie die Bomber ihre Bomben auslösen. Und zwar genau in der Richtung, in die Hans Schubert gelaufen war. Hans hatte nämlich schon mal einen Bombenangriff miterlebt und dabei war ihm von einem Bombensplitter die halbe Backe aufgerissen worden. Davon hatte er auch eine große Narbe. Und diese Erinnerung kam nun wieder hoch als er die Bomber sah. Ihm ist aber zum Glück in diesem Fall nichts passiert. Er kam dann später wieder und meinte: „Irgendwas ist bei mir durchgebrannt!“

Wir waren nun immer noch in Hof und der Offizier, dem wir zugeteilt worden waren, sagte: „Ich bin nicht mehr kriegsverwendungsfähig, ich muss ohnehin hier bleiben. Ich möchte aber nicht, dass ihr verheizt werdet!“ Er gab uns also den Befehl, nicht schriftlich, aber er garantierte uns, im Zweifelsfall dafür gerade zu stehen, abzuhaufen. Sprit haben wir wohl noch irgendwoher bekommen für unsere Maschinen und einen Auftrag hatten wir auch. Wir sollten nach Karlsbad oder Marienbad fliegen. Also in östlicher Richtung.

Wir haben herausgesehen, dass wir an der Bahnlinie entlangfliegen konnten, das war das einfachste. Wir sollten in der nächstgrößeren Stadt bei Karlsbad zum deutschen Kommando und uns dort melden. Dort den Krieg noch gewinnen.

In die andere Richtung konnten wir aber auch nicht fliegen, das hätte mit dem Befehl des Offiziers nicht übereingestimmt. So sind wir also törichterweise wirklich nach Osten geflogen, den Russen entgegen. Meine Maschine war die schnellere von denen, die überführt werden sollten. Ich habe also, da ich so weit voraus war, eine Schleife geflogen und mich wieder an die Spitze gesetzt. Schließlich kamen wir nach Egar. Das war aber nicht mehr auf der Strecke die wir uns ausgedacht hatten. Da waren wir erstmal etwas

ratlos. Und anstatt weiter den Kurs nach Karlsbad und Marienbad zu behalten, bin ich an der Bahnlinie Richtung Norden langgeflogen. Und alle anderen hinter mir her, ohne zu murren. Wir kommen irgendwann an ein Dorf und daneben ist eine große Wiese, mit einem Hang. Mein Gedanke war nun, gegen diesen Hang zu landen, damit das Flugzeug darauf abbremsen würde. Das klappte auch gut. Und von dort aus hätten wir auch ganz gut wieder neu starten können, hangabwärts bei entsprechendem Wind. Die mir nachfolgende Maschine hat das aber nicht so reibunglos geschafft, die hat uns mit der Tragfläche das Querruder weggerissen.

Nach und nach sind auch die anderen gelandet und anschließend sind wir ins Dorf gegangen. Und ob mans glaubt oder nicht, das ganze Dorf war uns sehr positiv gegenüber eingestellt, die haben uns richtig gehend gedient. Und der Volkssturm kam uns noch zu Hilfe. Die alten Leute, die zum Ende des Krieges hin noch für Hilfsarbeiten eingezogen worden waren, boten sich uns an. Aber diese Hilfsbereitschaft hat sich dann bald gelegt, als die gemerkt haben, dass mit uns doch nicht alles so gestimmt hat. Nach ein paar Nachtwachen bei den Maschinen blieben sie irgendwann weg.

Wir suchten uns nun ein Quartier. Bei einem Haus haben wir nachgefragt aber mehr als zwei Mann konnten die nicht unterbringen. Ich kam dort mit einem Rotkreuz-Infanteristen unter, der sich unserer Gruppe vorher angeschlossen hatte. Der suchte den Anschluss, weil er zuvor alleine unterwegs gewesen war. Hans Kleinen hieß der, Zahntechniker aus Aachen.

Sehr primitiv waren wir untergebracht, in einer Kammer die nicht geheizt war. Wohl gerade mit Decken, es war ja schließlich Winter. Verpflegung war schwierig, denn die Leute dort hatten selber nichts zu essen. Obwohl es ländliches Gebiet war, war das Essen rationiert.

Nach ein paar Tagen bekam der Unteroffizier aber doch Bedenken und meinte, wir müssten uns mit einer übergeordneten militärischen Instanz in Verbindung setzen, damit man uns nicht als Fahnenflüchtige ansieht. Er hat also mit einem Verantwortlichen in Klingenthal im Erzgebirge gesprochen und bekam den Auftrag, unsere Schulmaschinen, die ja auch nicht bewaffnet waren, zu zerstören. Die standen am Waldrand, dahin hatte der Volkssturm die abgeschleppt. Wir gingen also hin, um unsere Maschinen kaputt zu machen. Das ging total gegen alles, was man uns vorher immer wieder eingebläut hatte, dass bloß nichts kaputt gehen durfte. Wenn man auch nur das Gewehr im Spind nicht so gesichert hatte, dass es nicht rausfallen konnte, war das schon ein Riesenvergehen. Das saß uns richtig tief drin, die Propaganda hatte ganze Arbeit geleistet. Und wir sollten nun mutwillig Flugzeuge zerstören!

Die anderen fingen dann so langsam damit an, ich konnte mich aber nicht so recht durchringen. Außerdem wusste ich ja gar nicht, was man da kaputt machen kann. Ich war ja kein Schlosser sondern Bürohengst wenn man so will.

Dann stand auf einmal ein älterer Herr neben uns und sprach mich an. Er erzählte mir, dass er einen Sohn hat, der bis jetzt den Krieg überlebt hat, er hatte ein paar Tage vorher noch Nachricht von ihm bekommen. Und der würde sich über so ein Flugzeug, wie wir sie nun hatten, unter dem elterlichen Heuhaufen so sehr freuen. Er kam dann mit einem Handwagen, der unter das Flugzeug passte. An der Stelle, an der der Motor saß. Darauf haben wir den Motor dann abtransportiert und anschließend das Flugzeug im Heu abgestellt. Als Dank dafür kam der Bauer mit ein paar Stücken Schinkenspeck zu uns und gab uns die. Und dazu ein paar getrocknete Schweineblasen, bis oben voll

mit Tabak! Der Speck war ja schon ganz gut, aber der Tabak erst!

Einige Zeit später wurde die Lage dann aber doch etwas brenzlich. Die Wirtsleute, bei denen wir untergekommen waren, sagten uns, dass im Dorf nicht alle uns gegenüber positiv eingestellt waren. Besonders die Tschechen in dem Gebiet waren auf die Deutschen nicht gut zu sprechen.

Ich habe selbst nach dem Krieg Leute aus dem Raum kennen gelernt, die fast totgeschlagen worden wären. Da war zum Beispiel ein ehemaliger Schulrektor, der von dem Übergriff eine schwere Hirnverletzung behalten hat.

Wir wollten nun die Wirtsleute auch nicht in Gefahr bringen und waren uns aber auch einig, dass wir nicht nach Klingenthal wollten, wie unser neuester Marschbefehl ja eigentlich lautete. Eine kleine Landkarte hatten wir, die aus einer Zeitung stammte. Unser Plan war es, über das Elstargebirge Richtung Asch zu gehen. Wenn wir da ankommen würden, wäre schon mal einiges geschafft. Bevor wir richtig loswanderten haben wir im Wald kampiert und was haben wir da gefroren! Es hatte nämlich frisch geschneit.

Kriegsende. Kriegsgefangenschaft. Heimkehr

Opa: Man konnte nicht damit rechnen, dass man aus der Kriegsgefangenschaft, in der ich mich am Ende des Kriegs befand, entlassen wurde, man war ständig im Ungewissen, was mit uns geschehen würde. Das Schlimmste, was wir noch zu erwarten gehabt hätten, wäre eine Auslieferung nicht mehr an die Russen – damals war schon erkennbar, dass die beiden Kampfgefährten Amerika und Russland sich nicht mehr so gut vertrugen – aber zu Beispiel an die Franzosen. Und von denen hatten wir auch gehört, dass sie erbärmlich schlechte Lager hatten, in denen es viel deutsche Kriegsgefangene gab, in denen auch schon viel umgekommen waren. Unsere Furcht war, als Aufbausklaven für das eingesetzt zu werden, was wir kaputtgemacht hatten. Die Franzosen legten wohl auch großen Wert darauf, deutsche Kriegsgefangene dafür einzusetzen.

Im englischen Lager ging es uns auf jeden Fall besser. Wir hatten Zelte, mussten nicht mehr bei jedem Wetter ohne Dach über dem Kopf sein und das Essen war etwas besser. Hier hatten wir also schon eine Erleichterung gespürt und dann hieß es auf einmal: eure Entlassung steht bevor. Nicht für alle. Diejenigen, die als SS-Angehörige oder Partei-Aktive entlarvt worden waren, die vielleicht auch die schlimmen Verhältnisse in den KZs mit zu verantworten hatte, die hat man zunächst noch festgehalten und sonderbehandelt. Wir anderen wurden in unseren Hundertschaften angefordert, mussten antreten und dann wurden wir erstmal registriert.

Ich hatte ja nur noch meinen Schwimmmeisterausweis, der mich identifizieren konnte. Derjenige der mich kontrollierte, war nun offensichtlich ein englischer Offizier, wahrscheinlich jüdischer Abkunft, sprach ganz gut deutsch und amüsierte sich auch so ein bisschen über unseren Zustand und unsere Großmäuligkeit zu Beginn des Krieges. Unser großes Siegesbewusstsein und nun waren wir die erbärmlichsten Gestalten, die man sich überhaupt nur vorstellen konnte. Naja, aber hat er uns nicht beleidigt, wie andere Gefangenenerwärter es manchmal getan haben, wie „Snell, Snell, bester Soldat der Welt!“ und ich meine, wir wurden dann auch erst entlaust. Dazu wurden wir in ein Zelt geführt, mussten die Jacken aufmachen, Hosen vorne runter und dann hatten sie solche

großen Pumpen, die aber nicht mit Wasser, sondern mit Läusegift gefüllt waren und dann kam eine ganze Ladung in die Ärmel und in die Hose, da aber zweimal, da hat man ja mehrere Öffnungen. Die toten Läuse konnte man dann nachher rausschütteln.

Danach ging es auf Lastwagen und dann fuhr man los, von Bickradberg bei Duisburg, im Schweinsgalopp, immer weiter nach Osten. Und dann kann ich mich erinnern, da machten wir mal Halt und ein paar Bauern gingen da entlang. Da sah ich vom Lastwagen aus eine Zwiebel liegen. Ich wurde ganz aufgeregt und hab den Bauern herangewinkt, und der wusste erst gar nicht, was ich wollte, ich rief ihm zu, er solle mir bitte die Zwiebel reichen, aber entweder er verstand mich nicht oder er wollte nicht. Er schüttelte nur den Kopf und ging weiter. Wenn ich heute Zwiebeln sehe, denke ich immer wieder an diese Situation und weiß, wie glücklich ich sein kann, dass ich so viele Zwiebeln haben kann wie ich möchte.

Jedenfalls landeten wir dann in Detmold. Wo der ganze Konvoi erstmal anhielt, das waren bestimmt zehn Lastwagen, auf einem großen freien Platz. Und dann stand alles still. Wir wurden schwer bewacht, die hatten ihre Maschinenpistolen. Später wurden die Haken aufgemacht, sodass man von der Ladefläche runterspringen konnte, aber keiner rührte sich. Wir hatten überhaupt nicht begriffen, dass wir jetzt laufen konnten, wohin wir wollten. Jetzt auf einmal hatten wir keinen Stacheldraht mehr vor Augen.

Erst wussten wir gar nicht, was los war, schließlich waren wir ja gar nicht in Detmold zu Hause. Aber als wir es dann erstmal raus hatten, dass wir gehen konnten, da hättet ihr uns mal sehen sollen: wie ein Ameisenhaufen sind wir durcheinandergewimmelt, keiner wusste, wo er hinlaufen sollte.

Jedenfalls war ich mit einem zusammen, ein älterer Familienvater war der schon, wir kannten uns aus Bückeberg. Und ich sage zu ihm: „Ernst, was machen wir denn jetzt?“

Er war Schriftsetzer, hatte eigentlich bei einer Zeitung in Brasilien gearbeitet und ein gutes Auskommen und war extra aus Südamerika zu Beginn des Krieges nach Deutschland zurückgekehrt, denn er wollte fürs Vaterland kämpfen. Was er aber dann schwer bereut hat später ... Aber wie gesagt, er war verheiratet, hatte auch Kinder und freute sich unglaublich auf zu Hause. Und ich natürlich auch. Unser Zustand war erbärmlich, wir waren kraftlos und abgemagert, aber die Adrenalinproduktion funktionierte noch. Wir wollten nur nach Hause. Aber wie sollten wir dahin kommen? Es gab keinen geordneten Eisenbahnverkehr, vom Autoverkehr ganz zu schweigen. Aber zunächst hatten wir sowieso sehr großen Hunger. Und da sind wir beide etwas weg von dem ganzen Gewimmel, in eine Seitenstraße und wir fanden einen Bäcker. Dort haben wir dann um Brot gebeten. Und sie haben uns sogar eines gegeben. Sie haben es uns durchgeschnitten, und wir suchten uns irgendwo ein Quartier, in einer Art Jugendherberge, ich weiß nicht, ob Ernst da Kontakte hatte oder wie wir dort unterkamen.

Ich habe das obere Bett gehabt und er hatte auch ein oberes Bett und wir konnten so von Bett zu Bett kommunizieren. Als wir schließlich schlafen wollten, stellten wir fest, dass das gar nicht ging. Und nach einiger Zeit hörte ich, dass da jemand weinte, schluchzte. Es war Ernst. Der war mit den Nerven am Ende.

Naja, jedenfalls am nächsten Morgen lag er im Bett und war halbtot. Ich fragte ihn was los sei, er sagte: „Ich brauche einen Eimer, ich muss kotzen“. Ich sagte, dass ich keinen Eimer hätte und fragte, warum er denn kotzen müsse.

„Ach“, sagte er, „ich habe mein ganzes Brot aufgeessen“.

Ich hatte zwar keinen Eimer, aber ich hatte ne Mütze, eine Militärmütze, meine



Abbildung 13: Wache stehen

russische. Die habe ich ihm hingehalten und er hat so richtig sein halbes Brot darein erbrochen. (*lacht*) Unsere Mägen waren es einfach gar nicht gewohnt, soviel feste Nahrung auf einmal zu bekommen. Ich hatte mich beherrscht und ganz vorsichtig gegessen. So haben wir uns gegenseitig gestützt und sind dann zum Bahnhof und konnten mit einem Güterzug mitfahren bis Minden. Gepäck hatten wir ja gar keines. Ernst hatte wieder Mut geschöpft und stieg auch schon etwas eher aus.

Ich stieg in Minden aus und lief an den Bahnschienen entlang bis nach Bückeburg. Und als ich in Evensen war, habe ich den ersten Bekannten getroffen, einen Herrn Schwarze aus Bückeburg. Der erkannte mich gar nicht, aber ich ihn und wir haben uns unterhalten. Dann bin ich nach Hause geschlichen und kam schließlich ich in der Wallstraße an. Wie das für mich war, das kann ich gar nicht beschreiben.

Ich hatte nach Kriegsende keine Möglichkeit gehabt, meinen Eltern mitzuteilen, dass ich noch lebte und nach Hause kommen würde. Diese Situation, in ständiger Ungewissheit zu sein, ob das Kind noch lebt und jemals heimkommen wird ...

Anders war es bei dem Juniorchef des Spielwarengeschäfts, in dem ich als Junge als Laufbursche gearbeitet hatte. Den habe ich wieder getroffen im Lager und er hat es irgendwie fertig gebracht, aus dem Lager heraus seine Eltern zu benachrichtigen, dass er noch lebte. Und die haben auf einem geheimnisvollen Weg, den ich nicht kenne, ihrem Sohn auch mal was zukommen lassen, ein Paket mit Lebensmitteln. Das konnte er ja nicht alleine essen, wir hatten ja alle so unseren Kreis in der Gefangenschaft, mit dem man sich gut verstand und nachts wärmte und es ging gar nicht, denen nichts abzugeben. Er hatte alles ganz gerecht verteilt. Da hatte ich ihn also getroffen, ganz zufällig. Er war ja mal mein Chef gewesen und nun wusste ich, dass er Günther heißt.

Er war auch im Lager geschäftstüchtig.

Er hatte herausgefunden, dass man aus den Blechheringsdosen mit einer kleinen Schere, die er verbergen hatte können, eine lippische Rose ausschneiden und das Schaumburg-Lippische Wappen hineinkratzen konnte. Das tat er auch und verkaufte es an seine Mitgefangenen als Andenken. Wer also so ein Andenken an die Heimat haben wollte, der musste ihm dafür ein Bonbon geben.

Mein Körper sah nach einer Woche Heimat so aus, als hätte ich in jahrelanger Maßlosigkeit gelebt. Hungerödeme hatten sich gebildet, die Beine kamen in keinen Schuh mehr rein bzw. wenn ich dann drin war, kam ich nicht mehr heraus. Kein Arzt wusste zu der Zeit, was das war. Dass es diese Hungerödeme gab, war damals nicht bekannt. Ich war ja verhältnismäßig früh wieder zu Hause. Die Soldaten, die nach mir aus dem Krieg kamen, hatten die gleichen Erscheinungen, da wurde das dann bekannter.

Das erste also, was passierte, als ich nach Hause kam, im Juli 1945, war, dass ich krank wurde. Nicht nur die Hungerödeme. Ich musste zum Arzt und der ermahnte mich, mit dem Essen maßvoll zu sein und den Körper erst allmählich wieder daran zu gewöhnen, bevor ich wieder auf natürliche und angemessene Ernährung überging. Meine Eltern hatten ja nun wie gesagt Kaninchen und Gemüse, das war ja sehr mager, was gut für mich war. Ich habe mich also ein bisschen erholt, auch wenn die Ödeme lange blieben.

Bückerburg war kaum zerstört, es hatte nur in der Nähe Gefechte gegeben. Die Amerikaner hatten die Zonen eingerichtet und waren weiter gezogen, sodass nun die Engländer in Bückerburg waren. Die wirklich sehr geringfügigen Zerstörungen waren zu diesem Zeitpunkt schon wieder soweit hergerichtet, dass sie mir kaum auffielen. Die Besatzungsmacht England musste die Verwaltung im ganzen Land Schaumburg-Lippe übernehmen, also eine Militärregierung. Das Rathaus war besetzt, eine ganze Etage hatten die Engländer besetzt, dort musste ich mich als Heimgekehrter anmelden, einen Fragebogen ausfüllen und alles angeben, was man so in seinem Leben gemacht hatte. Insbesondere wurde ganz dezidiert gefragt, welche Position man in der Partei hatte, ob man Parteimitglied war, in der Hitlerjugend, welchen Dienstgrad man hatte, und ob man eine Führungsposition hatte.

Alle 14 Tage musste ich dahin und mich bei der Militärregierung melden. Ich hatte ein Sparbuch, das wurde gesperrt, auch wenn ohnehin nicht viel darauf war. Und so lief ich dann herum und versuchte, wieder einen Job zu finden, ich hatte ja schließlich meine Ausbildung und wollte etwas tun. Und dann wurde ich krank. Ich bekam eine Halsentzündung, eitrige Mandelentzündung, hohes Fieber und lag lange im Bett. Da kannten meine Eltern einen Heilpraktiker in Bückerburg, der kam zu uns, guckte mir in den Hals, hat ein bisschen an meinen Mandeln herumgekratzt, ich musste gurgeln und Tropfen einnehmen. Es wurde aber nicht besser. Ich bekam Atemnot, konnte nur noch Luft kriegen, wenn ich den Kopf ganz hob. Bis ich merkte, dass, wenn ich den Kopf ganz scharf links hielt, ich noch Luft bekam. Aber es ging gar nicht mehr, ich wurde mit einem Taxi ins Krankenhaus gebracht, dann kam der Chefarzt und guckte in meinen Hals. Er sagte etwas zu den Schwestern und wie auf Kommando schlugen die die Bettlaken über mich, der Arzt war schon mit der lang ausgestreckten Hand, in der er den Spatel hatte, aus dem Zimmer herausgegangen.

Ich kam auf die Isolierstation, denn ich hatte Diphtherie. Das hatte der Heilpraktiker nicht erkannt. Und zwar war sie schon so weit fortgeschritten, dass sie toxisch war. Am selben Tag kam auch eine Bekannte unserer Familie ins Krankenhaus, die uns

besucht hatte. Nur durchs Sprechen hatte sie sich bei mir angesteckt. Jedenfalls habe ich allerhöchste Dosen an Beringsserum gekriegt. Ich weiß nicht, das millionenfache dessen, was üblich war. Da lösten sich die Beläge, ich konnte nachts kaum schlafen und habe mich nur ganz, ganz langsam wieder erholt und gerappelt.

Lehrerausbildung in Detmold

Opa: Eines Tages kam mein Vater und klopfte von draußen an das Fenster, man konnte mich ja nicht besuchen. Und er zeigte mir durch die Fensterscheibe einen Zeitungsabschnitt und da stand drin, dass man in Detmold eine Lehrerbildungsstätte eingerichtet habe und man sich dort bewerben könne. Ich hab das nur gelesen und habe keine Initiative entwickelt, ich war ja noch zu schwach. Habe Papa nur zugewinkelt. Er hat sich darum gekümmert, hat Kontakt aufgenommen mit meinem ehemaligen Rektor, der hat das weitergeleitet. Und ohne meine Einwilligung wurde ich dort angemeldet.

Ich hatte nie im Leben vorher daran gedacht, mal Volksschullehrer zu werden. Ich wusste ja, dass das im Dritten Reich etwas war, was man mit einem guten Hauptschulabschluss machen konnte. Studierte Volksschullehrer gab es jedenfalls zu der Zeit gar nicht.

Ich kam dann aus dem Krankenhaus wieder heraus, war soweit wiederhergestellt und dann kriegte ich auf einmal Lähmungen. Ich konnte zwar gehen, aber sehr mühsam und ich bekam auch eine Gaumenlähmung. Ich konnte nicht richtig sprechen und auch beim Essen musste ich sehr vorsichtig sein.

Ich weiß noch, meine Mutter hatte Erbsensuppe gekocht und ich musste aufpassen, dass mir diese leckeren Erbsen nicht wieder aus der Nase herauskamen. Oder besser gesagt, darin stecken blieben. Das war eine Qual! Das war eine Folgeerscheinung und ich bekam Spritzen. Das half auch ein bisschen, aber sie waren sehr schmerzhaft.

Ich weiß auch noch, dass dann Weihnachten und Silvester kam und ich war eingeladen von Freunden, mit ihnen Silvester zu feiern. Gemeinsam ein Heißgetränk trinken, Saft mit heißem Wasser, ganz bescheiden und einfach. Und weil ich nicht laufen konnte, haben die mich mit dem Handwagen geholt. Um genau zu sein mit dem Handwagen, mit dem ich damals die Pferdeäpfel gesammelt hatte. Meine Mutter hat mich noch mit einer Decke zugedeckt und dann sind wir mit großem Hallo losgezogen. Das waren Freunde aus der Vorkriegszeit und aus der Kriegszeit. Aber die meisten waren ja weg. Entweder im Krieg gefallen oder noch in Gefangenschaft. Wir waren eine kleine Gruppe, kein es war kein Besäufnis, das war gar nicht möglich, aber die Aktion mit dem Handwagen hat uns alle ein bisschen aufgemuntert.

Und dann habe ich Kontakt mit Detmold aufgenommen und wurde angenommen. Ich bekam den Bescheid, ich könne dann und dann vorbeikommen. Ich hatte vorher noch versucht, an anderen Unis unterzukommen, ich wollte ja eigentlich Jurist werden, aber es war nichts zu kriegen. Dann wollte ich Tierarzt werden, an der Tierärztlichen Hochschule Hannover. Da hätte ich mich verpflichten müssen, zwei Jahre lang Aufbauarbeiten zu leisten, das war völlig unmöglich für mich, mit meinen dick angeschwollenen Füßen.

Und dann habe ich mich mehr mit dem Gedanken an Detmold angefreundet. Dorthin bin ich dann auch gefahren. Ich kam ins Sekretariat und mein Gegenüber stellte sich vor als ein Herr Sprenger. Er war von der englischen Besatzungsmacht eingesetzt

worden, selbst Volksschullehrer, erfahrener Pädagoge und befragte ich zu verschiedenen Dingen. Und ich hatte immer noch diese Sprechschwierigkeiten. Er hat sich aber ganz geduldig mit mir beschäftigt, denn es war beabsichtigt, dass besonders die Kriegsheimkehrer, die sich bewarben, auch angenommen werden sollten. Man meinte, wenn man den Krieg überstanden hat, könnte man besonders in der Lage sein, die Jugendlichen zu unterrichten und positiv zu beeinflussen.

Ich fing also an mit dem Studium, was ziemlich beschwerlich für mich war. Ein allgemeines pädagogisches Studium, Literaturgeschichte, allgemeine Methodik, Geschichte der Pädagogik und so weiter, das war schon interessant, auch interessante psychologische Vorlesungen. Das war hervorragend, alle Dozenten waren Praktiker, die lange Jahre im Schuldienst gestanden hatten und nun das auch vermitteln konnten.

Wir hatten große Schlafsäle, es war eine Art Internat und wir wurden im Haus gepflegt. Es gab auch einige Läden in der Nähe, rohen Fisch, Pferdefleisch usw.

Ich schlief wieder in einem Hochbett und zwar wieder oben. Ich weiß gar nicht, warum ich so oft oben geschlafen habe. (*lacht*) Und direkt über meinem Bett war ein Dachfenster, ich guckte direkt in den Himmel. Der Raum war fast nicht beheizt, es wurde nur mit Holz geheizt und auch das war sehr knapp. Ich kann mich nur erinnern, wenn ich morgens aufgewacht war, hingen über mir vom Fenster herab Eiszapfen, wahrscheinlich von meinen Atem.

Das Studium finanzierte der Staat, auch die Verpflegung und Unterkunft. Meine Eltern hätten auch nichts bezahlen können von ihrer kleinen Rente. Mal abgesehen davon, dass die damalige Währung Reichsmark ohnehin keinen Wert mehr hatte, bis es 1948 zur Währungsreform kam.

Dann, als ich 1946 in den Semesterferien war, bekam ich einen Entnazifizierungsbescheid. Darin stand, dass ich mit sofortiger Wirkung das Studium nicht fortsetzen dürfte, weil ich angegeben hatte, dass ich in der HJ auch eine Führungsposition gehabt hatte. Das hatte dort überhaupt keinerlei politische Bedeutung gehabt, es war alles nur um den Flugdienst gegangen. Aber die Besatzungsmacht meinte, dass jemand wie ich ich kein Lehrer werden dürfe, um mein „infiziertes“ Gedankengut weiterzugeben.

Man musste im Prinzip nachweisen, dass man unbescholten war. Das heißt, ich wurde dann aus der Akademie rausgeschmissen – erstmal – und habe dagegen sofort Berufung eingelegt. Ich wurde weitergeführt als Student, durfte aber, während noch nichts entschieden war, nicht dort erscheinen. Das zog sich lange hin und ich habe noch mal versucht, als Rechtsanwaltsgehilfe eine Stellung in Bückeberg zu bekommen. Das muss Anfang 1946 gewesen sein, da habe ich Unterschlupf gefunden bei einem Anwalt, der mich aber eigentlich gar nicht brauchte. Er war ein humanistisch denkender Mensch. Ich konnte dort als Maschinenschreiber ein bisschen nützlich sein. Ich wollte kein Geld dafür, nur eben diese Anstellung behalten. Denn sonst wäre ich nach Achum auf den Flugplatzbau geschickt worden, harte körperliche Arbeit, und das wollte ich nicht. Aber ich musste das Geld nehmen, weil es beim Arbeitsamt gemeldet werden musste.

Und dann wurde im Frühjahr die Badeanstalt eröffnet, sodass ich den Platz räumte und als Schwimmmeister im Bückeburger Bergbad anfang. Ich hatte ja meinen Rettungsschwimmer vom DLRG, aber sehr erfahren war ich nicht, hatte ja gar nicht die entsprechende Ausbildung. Zum Glück ist nie etwas wirklich schlimmes passiert.

Ich wurde des öfteren gefragt, ob ich nicht auch Achwimmunterricht geben könne. „Klar“, sagte ich, hatte aber eigentlich gar keine Ahnung, wie man Kindern das Schwim-

men beibringt und auch nicht genau, wie man mit ihnen umgeht. Aber ich wollte ja Lehrer werden und dafür war das eine gute Übung. Ich bestellte mir beim Sattler ein kleines Geschirr aus Leder, eine Art Ring. Da mussten die Kinder dann hineinschlüpfen, dass es etwa unter den Armen war und dann gingen sie ins Wasser. Ich stand am Beckenrand und hatte meine Angel in der Hand. An der Angel hing dann das kleine Geschirr und darin hing das Kind. So hat also das eine oder andere Kind bei mir schwimmen gelernt, das war gar nicht zu vermeiden. *(lacht)*

Aber ein Mädchen kam mal zu mir und sagte, sie müsse leider mit dem Unterricht aufhören und als ich nachfragte, hob sie nur die Arme. Darunter kam sehr viel aufgeschuete Haut zum Vorschein, von dem Ledergeschirr.

Annemarie

Wir würden gern auch etwas über dich, Oma, erfahren. Vielleicht fangt ihr einfach mal an zu erzählen. Was sind deine Wurzeln?

Oma: Ich bin in Berlin geboren, im Stadtteil Neukölln, in der Harzer Straße. Meine Mutter war Postbeamtin und mein Vater war bei der Bahn, bei der Reichsbahn, wie sie damals noch hieß.

In was für Verhältnissen habt ihr gelebt?

Oma: Wir hatten wenig Geld, mein Vater war sehr sparsam und soviel haben meine Eltern auch nicht verdient. Meine Mutter hat dann ja nicht mehr gearbeitet, als Trautchen und ich zur Welt kamen. Meine Großeltern wohnten um die Ecke bei uns und mein Großvater war auch bei der Post. Dadurch hat er seine Tochter, also meine Mutter, auch bei der Post unterbringen können.

Wie war euer Familienleben?

Oma: Strenger Vater. Und eine sehr liebe Mutter.

Opa: Ich hab sie ja später auch kennengelernt, meine Dann-Schwiegermutter. Sie hat dann ja später hier unten im Haus mit uns gewohnt. Sie hieß übrigens Gertrud und ihr Mädchename war Rögnitz. Wer mit meiner Schwiegermutter Streit gehabt hat, kann nur ein Schuft gewesen sein. Also, eine so liebe und fürsorgliche Frau. Fleißig, im Haushalt und im Garten machte sie alles selbst. Sie hat auch unsere Familie mit unterstützt, als ich noch im Studium in Köln war. Unsere Kinder waren schon da und wir hatten unsere Wohnung ja damals kurz nach dem Krieg noch in der Scheie als Omas Eltern in ihrem Haus im Rumor 3 gewohnt haben ...

Oma: ... weil das Haus hier ja besetzt war von Flüchtlingen. Jedes Zimmer war besetzt, da hatten wir gar keinen Platz mehr.



Abbildung 14: Annemarie und Trautchen

Opa: Und da hast du große Hilfe gehabt durch deine Eltern.

Oma: Mittags bin ich dann mit den Kindern hierher zum Essen gekommen. Manfred war ja nicht da und wir haben hier gemeinsam gegessen.

Opa: Mein Schwiegervater, also Ernst Möller, der war auch schon im gesegneten Alter als ich ihn kennenlernte.

Oma: Ja, er war zehn Jahre älter als meine Mutter.

Opa: Als ich ihn kennenlernte war er gesundheitlich schon sehr angeschlagen.

Oma: Er hatte Parkinson.

Opa: Und er hatte auch einen ganz schweren Unfall in der Nachkriegszeit. Im ersten oder zweiten Nachkriegsjahr hat er Holz aus dem Schaumburger Wald mithilfe seines Schwagers geholt. Mit einem Pferdegespann, dabei ist er von dem Wagen gefallen. Der Wagen war beladen mit dem Holz und mein Schwiegervater setzte sich da oben drauf und fühlte sich eigentlich auch so ganz sportlich, fällt aber herunter und bricht sich das Bein. Davon hat er sich nie wieder richtig erholt.

Oma: Er hat lange im Krankenhaus gelegen.

Opa: Parkinson kam dazu und dann war es so ziemlich aus. Aber ich kann mir so vorstellen – ich bin auch nie mit ihm in Streit geraten, wenn man mal Meinungsverschiedenheiten hatte, hat man das im Gespräch ausgeräumt – dass er wohl ein sehr strenger, typisch deutscher Mann für die damalige Zeit gewesen sein muss. Mit eigenen Erziehungsansichten, die ich in meinem Elternhaus ja auch erlebt habe. „Junge Hunde müssen geprügelt werden“, „Ein Kind darf keinen eigenen Willen haben“, „Der Wil-

le muss gebrochen werden und anstelle des gebrochenen Willens muss der Wille des Vaters kommen“. Und ein Vater, der seine Kinder nicht prügelte, der taugte nichts, der war nicht in der Lage, seine Kinder zu erziehen. Das haben wir beide in unseren Elternhäusern kennen gelernt.

Oma: Mein Vater hatte Nacht- und Tagdienst, immer so im Drei-Tages-Wechsel. Er war sehr beansprucht und angespannt. Wir durften uns am Tage nicht rühren, weil er ja dann schlafen musste. Meine Mutter war auch kränklich. Außerdem war mein Vater sehr ehrgeizig. Er war ja hier in Scheie zur Schule gegangen, er stammte also ursprünglich hierher. Dieses Haus ist ja sein Elternhaus. Aus Ehrgeiz vielleicht ist er dann nach Berlin gegangen, um etwas zu werden. Dort hatte er einen Vetter, der Regierungsrat war. Der war immer sein Vorbild. Sein Onkel war Rektor hier in Scheie. Mein Vater kam nun also hier aus den kleinen Verhältnissen. Es war kein Bauernhof, die Landwirtschaft war ein Nebenerwerb. Sein Vater war ja auch schon bei der Bahn gewesen und mein Vater wollte nun ein bisschen mehr werden und hoffte also in Berlin auf einen Aufstieg bei der Bahn.

War er auch im Ersten Weltkrieg?

Oma: Ja. Davon haben wir auch noch Bilder, in erinnere mich da an ihn mit einem ihm zugelaufenen Schäferhund in Russland. Geboren ist er übrigens im Jahre 1889, also im kriegstauglichen Alter. Er hat den Krieg unversehrt überstanden. Er war auch nicht im richtigen Fronteinsatz, als Bahnmitarbeiter musste er sich in erster Linie darum kümmern, dass die Transporte auch während des Krieges funktionierten.

Er wollte unbedingt ins Beamtenverhältnis. Er wurde dann Reichsbahnassistent und wollte nun als nächstes unbedingt Inspektor werden. Er hatte einen Abschluss der Volksschule, was heute ja der Abschluss der Hauptschule ist. Das dauerte acht Jahre. Und danach hat er Abendkurse besucht, in Berlin, um dadurch die Mittlere Reife zu erlangen. Und das kam dann alles noch in dieses Familienleben dazu und mit diesem angespannten Berufsleben, Tag und Nacht, dadurch war er gestresst.

Wie meine Eltern sich kennen gelernt haben, weiß ich gar nicht. Aber es war keine berauschende Verliebtheit oder so. Mein Vater bekam einmal eine Mandelentzündung und war ja völlig allein in Berlin. Und dann hat meine Mutter Gertrud sich bereit gefunden ihn ein bisschen zu versorgen. Dann müssen sie wohl ganz allmählich Gefallen aneinander gefunden haben. Und Gertrud war ja nun auch noch frei und so ein angehender Bahninspektor, warum denn eigentlich nicht? Hat meine Mutter mal erzählt, mein Vater hat über so etwas gar nicht gesprochen.

Opa: Sie hat ihn jedenfalls gesund gepflegt und das verpflichtet zu Dankbarkeit.
(lacht)

Oma: Trautchen ist 1926 geboren, ich 1927. Kurz davor haben unsere Eltern vermutlich geheiratet, das genaue Jahr weiß ich leider nicht. Meine Mutter hatte vorher auch ein paar Fehlgeburten, aber über so etwas hat man ja damals auch nicht gesprochen, heute schon eher. Aber mit meinem Vater konnte man sich über Privates eigentlich überhaupt nicht unterhalten. Und komischerweise, er ist nie zu meinen Großeltern gegangen,

zu den Eltern meiner Mutter. Die wohnten nur um die Ecke. Und meine Großmutter, die war nämlich genauso lieb wie meine Mutter. Eine sehr fürsorgliche und liebe Frau.

Mein Großvater saß immer auf der, wie wir sagten, Hauslaube, das war so eine Art Veranda. Das war sein Platz, inmitten von vielen Pflanzen. Er mochte die Einsamkeit. Er hatte auch einen Schrebergarten, dorthin musste er eine Dreiviertelstunde zu Fuß hinlaufen, und dann kam er Abends heim, mit einem Korb Johannisbeeren oder was man gerade so ernten konnte.

Und meine Großmutter nähte. Die nähte und strickte, vor allem für uns Kinder. Sehr schöne Sachen. Sie nähte auch richtige kleine Mäntel und Mützen und wir fanden das immer so richtig doof! Andere Kinder hatten doch so was gar nicht an, nur wir immer. Das War halt nicht „in“. Wir mussten diese dinger immer vor einem großen Spiegel anprobieren und sie nahm Maß.

Wir sind jeden Abend zu unseren Großeltern gegangen. Mein Vater war sehr sparsam, fast geizig, und dann mussten wir abends immer die Zeitung holen, die ausgelesen war von meinen Großeltern. Und am Tage, wenn wir spielten, so gegen sechs Uhr, gingen wir zu Oma. Klingelten und liefen hinein, und riefen „Oma, ist die Stulle fertig? Her damit!“ und dann lag die da immer schon, fertig geschmiert, doppelt und schon eingeschnitten. Die haben wir uns geschnappt und wenn Opa dann fragte, ob wir mal einen Liter Milch kaufen gehen könnten, nein, da hatten wir keine Zeit. Keine Zeit, Hauptsache, die Stulle war fertig (*lacht*)

Trautchen und ich, wir haben gut zusammen gehalten, wir waren ja auch nur ein Jahr auseinander, wir zwei Mädchen. Das war schön.

Wir sind dann auch zur Volksschule gegangen. Später bin ich dann zur Agnes-Miegel-Schule gegangen, das war ein Oberlyzeum für Mädchen am Hermannplatz.

Warst du denn eine ganze gute Schülerin?

Oma: Das ist ja jetzt eine blöde Frage! (*lacht*)

Opa: Du warst auf jeden Fall eine kleine Plaudertasche!

Oma: Das war noch in der Volksschule. Das stand in meinem Zeugnis: „Annemarie ist eine kleine Plaudertasche. Sie plaudert gern mit der Nachbarin.“ Da war Fräulein Ernst meine Lehrerin, die war sehr nett. Über die ganze Volksschulzeit, die ganzen acht Jahre. Während ich dann auf dem Oberlyzeum war, fing schon die Kriegszeit an.

Wieviel hat man denn in der Großstadt davon mitgekriegt, von den Anfängen und Entwicklungen des Krieges?

Oma: Die Schulzeit wurde unterbrochen und es fing mit den Luftangriffen an. Und dann wurde den Eltern freigestellt, ihre Kinder in die Kinderlandverschickung zu geben, damit sie nichts von den Angriffen mitbekamen. Das ganze Leben wurde immer mehr staatlich gelenkt, die komplette Klasse wurde verschickt. Die Lehrer wurden ja zum Teil eingezogen und wir hatten Lehrer, die eigentlich schon pensioniert waren und die dann wieder zurückgefordert wurden, weil die jüngeren eingezogen worden waren. Also kamen die alten wieder.

Die Verschickung ging nach Ostpreußen, Königsberg. Dort waren wir in der Jugendherberge untergebracht, in Etagenbetten. Der Unterricht war dann natürlich entsprechend dürftig. Der Speisesaal wurde mittags ausgeräumt, dann saß man darin und da passte man ja auch nicht besonders gut auf. Ich hatte meine Freundinnen in der Klasse, wir hatten einen guten Zusammenhalt und ich war immer sportlich. Auch dadurch hatte ich immer guten Kontakt zu anderen. Trautchen war übrigens nicht mit dort.

Wie alt warst du zu diesem Zeitpunkt?

Oma: Vielleicht 13, das ist schwer noch zu rekonstruieren. Als dann die Russen näherkamen, wurden wir noch mal von Königsberg weggebracht, an die tschechische Grenze. Das ganze erstreckte sich etwa über ein halbes Jahr. In der Zeit habe ich meine Eltern und Familie nicht gesehen, wir standen aber über Briefe in Kontakt. Ich hatte teilweise großes Heimweh, und dann kam noch hinzu, dass man manchmal hörte, dass der Vater von einer Freundin verwundet worden war oder so etwas, das sorgte dann natürlich für Angst und Traurigkeit.

Waren deine Eltern politisch in irgendeiner Weise aktiv?

Oma: Nein, mein Vater war gar nicht in der Partei. Und nun wollte er, wie wir schon vorhin sagten, unbedingt Inspektor werden. Und das konnte man dann nur noch werden, wenn man in der Partei war. Also ist er in der letzten Minute, sozusagen ganz zum Schluss, in die Partei eingetreten, um Inspektor zu werden. Und das hat er damit erreicht. Aber er ist nur aus dem Grund eingetreten, denn bis dahin hatte er damit nichts zu tun.

Und ihr musstet damals doch auch im BDM sein, oder?

Oma: Aber sicher. Da gab es Heimabende, es wurden Lieder gesungen schöne Heimatlieder, Wanderlieder, aber auch politische Lieder. Ein Motto, was es beim BDM gab, war „Glaube und Schönheit“.

Opa: Und wir männlichen Hitlerjungen nannten dieses Programm dann „Glaube an Schönheit“! (*lacht*)

Oma: Ansonsten barg der BDM für mich keine Unannehmlichkeiten, abgesehen vom weiten Weg. Und dass man eben auch etwas unter Druck stand, dieses „man muss hin“, das war nicht so schön.

Hast du damals in deinem Bekannten- und Freundeskreis etwas von Juden- und Rassenhass mitbekommen?

Oma: Nein, nichts. Nur dass die Leute dann mit der Binde rumlaufen mussten. Sonst habe ich davon nichts mitgekriegt. Meine Eltern haben auch nicht darüber gesprochen. Politisch wurde bei uns in der Familie gar nicht gesprochen. Mein Onkel hier in Warber, der Schwager meines Vaters, und mein Vater haben sich öfter unterhalten. Und mein

Vater hatte da einen Ton, er hatte so eine laute Stimme, das war schon direkt unangenehm. Worüber die sich da herkriegten, hab ich nicht verstanden, wahrscheinlich war das politisch. Dieser Schwager vertrat nationasozialistische Gesichtspunkte und dagegen ist mein Vater wohl angegangen.

Wie habt ihr damals eure Ferien verbracht?

Oma: In den Ferien waren wir ja immer die vier Wochen hier in Scheie. Meine Erinnerungen an diese Sommerferien sind, dass der erste Weg immer zu den Nachbarskindern führte, die wir noch kannten, Marleen Möller und die Rodenbacks, Schmöes gab es auch damals schon welche.

Aber zurück zur Kinderlandverschickung: Nachdem wir also ein halbes Jahr in Königsberg verbracht hatten, kamen die Russen immer näher und wir wurden wieder abtransportiert, das war nicht mehr sicher. Das war furchtbar! Wir fuhren im Zug und mir ging es sehr schlecht, ich hatte wohl eine Angina und kein Arzt war in der Nähe. Mir war kreuzelnd! Und ich lag bloß in dem Zug in der Ecke, alles voller Kinder, keiner kümmerte sich um mich. Der Zug fuhr also mit uns nach Freien an der Taja.

Wir kamen schließlich dort an und niemand war auf uns vorbereitet, nichts war dafür eingerichtet, dass so ne Horde Kinder da ankommt! Alles ging drunter und drüber, aber es gab ein Krankenzimmer und da kam ich hinein. Eskam nämlich noch hinzu, dass ich eine eitrige Mittelohrentzündung bekam und vor Schmerzen aus dem Bett fiel. Daran erinnere ich mich nicht gern. Die ärztliche Betreuung war wirklich sehr schlecht. Aber irgendwann ging es mir zum Glück wieder besser.

Aber leider hatte sich meine Freundin Hedi Trietschel in der Zeit meiner Krankheit von mir abgewand und hat die anderen Mädchen um sich geschart, nach dem Motto „Ich bin hier der Boss“ und ich kam hilflos zurück und habe mich sehr außen vor gefühlt. Das dauerte lange, bis sich das wieder eingependelt hat. Das habe ich auch meiner Mutter geschrieben, an wen hätte ich mich auch sonst wenden sollen? Nach einiger Zeit kam dann der Leiter und teilte mir mit, dass meine Mutter dafür gesorgt hatte, dass ich nach Hause fahren konnte. Da hat meine Mutter ein ganz unerwartetes Durchsetzungsvermögen gezeigt. Mein Vater war ja in der Zeit im Krieg, in Frankreich, in Bordeaux, und meine Mutter wohnte mit Trautchen allein.

Trautchen machte gerade ihr Pflichtjahr. Das musste jedes junge Mädchen in einem gewissen Alter machen. Das hieß, sie wurde in eine Familie geschickt um denen den Dreck zu machen, auf deutsch gesagt, in einer kinderreichen Familie, das war verpflichtend. Meine Mutter musste in der Zeit in einer Munitionsfabrik arbeiten.

Zu dem Zeitpunkt hatte sich eigentlich alles mit der Mädchentruppe wieder einigermaßen eingespielt, nachdem sie mir so in den Rücken gefallen waren. Und dann wurde ich allein, von heute auf morgen, auf die Bahn gesetzt, um von der tschechischen Grenze nach Hause zu reisen. In Kriegszeiten und alleine, das war keine ungefährliche Sache. Zum Glück ist alles gut gegangen. Und dann kam ich in Berlin an, wollte natürlich zu meiner Mutter und meiner Schwester, und ausgerechnet jetzt waren sie gar nicht da, sondern in scheie! Gott sei Dank waren meine Großeltern da. In unserem Mietshaus konnte man ja nicht einfach zum Nachbarn gehen, die kannte ich ja kaum. Und meine Großeltern haben mich dann wieder auf den Zug gesetzt, damit ich hier her kam.

Später bin ich wieder zur Schule gegangen, das war aber eine Klasse von 80 Schülern.



Abbildung 15: Haus in Scheie

Da ging es kreuz und quer zu, wie gesagt, die jungen Lehrer waren an der Front. Viele Frauen mussten in Munitionsfabriken arbeiten, wie meine Mutter ja auch.

Als ich dann also wieder zu hause war, ging es mit den Bombenangriffen erst richtig los.

Opa: Man muss dazu sagen, dass Berlin erst sehr spät bombardiert wurde. Als Hannover schon in Schutt und Asche lag. Ich habe das ja miterlebt, als ich damals in der Schule in Hannover war. Da waren die Bombenangriffe im Jahr 1941. Da war vielleicht was los, wir wurden als junge Männer auch nachts aus den Betten geholt, ich war ja im Internat, und mussten dann in der Nachbarschaft Brandwache halten. Wir wurden zugeteilt auf verschiedene Häuser. Kriegt einen Eimer mit Wasser und eine Feuerpatsche, das war ein Schrubber mit einem Aufnehmer. Und damit sollte man die Phosphorbomben, die durch das Dach kamen, löschen. Völlig unmöglich! Aber das nur zwischendurch ...

Oma: Die Amerikaner und Engländer bombardierten also Berlin. Wir haben außer den Bombenangriffen vom Krieg und dessen Entwicklung nicht sehr viel mitbekommen. Wir hatten erst sehr spät einen Volksempfänger, durch den Hitler und Goebbels ihre Reden verkündet haben. Als meine Mitschülerinnen der Agnes-Miegel-Schule erneut evakuiert wurden, bin ich nicht noch einmal mitgefahren. Da bin ich dann auf die Pestalozzi-Schule gegangen, das war eine Frauen-Fachschule. Da hätte ich weitermachen können, denn ich wollte immer Sportlehrerin werden ...

Opa: ... und was man selber nicht wird, das erheiratet man sich, ne? (*lacht*)

Oma: Ich war immer gut in Sport, es hat mir Spaß gemacht, das wäre ich gern geworden. Aber diese Schule habe ich auch wieder nicht zum Abschluss gebracht, aufgrund der Kriegsverhältnisse. Wir hatten übrigens damals auch kaum einen Sinn dafür, uns genauer über das Fortschreiten des Krieges zu informieren. Wir mussten uns darum

kümmern, etwas zu essen zu bekommen. Es gab ja Lebensmittelmarken ...

Opa: Ja, ich erinnere mich da an Mutter Piesewitt, das war eine Kneipe in Hannover. Und da gab es tolle Bratkartoffeln! Aber nur gegen Fettmarken. Wenn man keine hatte, gab es auch keine Bratkartoffeln. Man war überwiegend den Tag über beschäftigt und voll ausgelastet mit der Frage „Wie werden wir heute satt?“

Oma: Natürlich haben wir gemerkt, dass wir bombardiert wurden, aber es gab soviel Propaganda, etwas anderes konnte man kaum erfahren.

Opa: Wusstet ihr übrigens, dass Goebbels Ehrenbürger von Burgdorf war? Der konnte den Spargel nämlich quer fressen (*lacht*) Diesen Witz durfte man damals aber nicht erzählen ...

Oma: Zur Frauen-Fachschule, zu der ich ging, musste ich auch immer erst eine halbe Stunde mit der Bahn fahren, außerdem hatte ich Klavierunterricht, da war der Weg ähnlich weit. Bombenangriffe waren zu der Zeit auch gang und gäbe, da musste man dann in den Keller. Mein Vater kriegte davon auch einen Vogel. Der wollte ja nun, dass wir nach Scheie ziehen. Er hatte einfach unsere Wohnung in Berlin gekündigt und wollte uns so zwingen, da wegzugehen. Er meinte wohl, da wären wir sicherer. Aber wir wollten natürlich nicht. Wir mussten also aus der Wohnung raus und zogen in eine Wohnung nach Karlshorst, das ist ein Vorort von Berlin. In eine Wohnung, die von einer anderen Familie verlassen worden war. Aber wir hatten nur einen Teil davon und da mussten wir dann bei den immer häufiger werdenden Angriffen jedes Mal in den Keller. Wir hatten ständig Angst. Und der Weg in die Stadt, in die Schule oder zu Trautchens Stelle war immer so weit und umständlich. Und dann mussten wir nochmal umziehen. Das war dann in die Siegfriedstraße, wieder mehr Richtung Zentrum, auch in Neukölln. Das war schon sehr nahe der späteren Ostzone.

Neben meinem Traum, Sportlehrerin zu werden, fand ich den Beruf der Arzthelferin aber auch ganz gut, seit ich als Kind mit meinen empfindlichen Ohren oft beim Arzt war und ich die Arzthelferinnen bewunderte. Und dann traf ich eine Freundin meiner Mutter, Lydia Schwarz, die bei Askania arbeitete, einer Firma für optische Geräte für Kriegszwecke. Zielfernrohre, Linsen und Objektive stellten die her. Und da konnte sie mir auch eine Ausbildungsstelle besorgen. Also verließ ich auf ihr Anraten die Fachschule und fing dort im Labor an. Dort blieb ich zwei Jahre, das war eine schöne Zeit. Wir waren vier Mädchen dort, wir hatten guten Kontakt.

Tja, und dann kam der Russenangriff! Die kamen nicht aus der Luft, sondern mit Panzern und haben alles niedergeschmettert, die Infanterie. Die marschierten in Berlin ein über Nacht. Sie haben Askania sofort beschlagnahmt, ausgeräumt, alles abtransportiert, die Firma war leer. Da konnte keiner mehr rein. Es gab nichts mehr zu essen. Da bin ich noch zu Fuß von Neukölln nach Friedenau gegangen, um zu gucken, wie es da aussieht. Überall Trümmer, es war nichts mehr da.

Mein Vater war dafür wieder da. Er musste mehrere Lager übernehmen von der Reichsbahn. Das waren also Zwangsarbeiter, die Kriegsgefangene waren. Zwangsverschleppte aus den besetzten Gebieten. Und diesbezüglich hatte die Reichsbahn ihre eigene Verwaltung über die Lager. Und Inspektor Ernst Möller musste die überwachen.

Die waren auch verteilt über Berlin. Das war glaub ich auch kein Zuckerschlecken. Warum er dann schon aus dem Krieg zurück war, weiß ich leider nicht mehr. Diese Lagerinsassen wurden ganz gut gepflegt, manchmal brachte mein vater zum Beispiel Rest von einem Stollen mit.

Dass die Russen nun in der Stadt waren, war sehr gefährlich. Natürlich ganz besonders für die Frauen. Nach 22 Uhr durfte überhaupt niemand auf die Straße, da wurde geschossen. Und wenn es mal klingelte mussten wir uns schnell verstecken. Mein Vater hatte ein Beil hinter der Tür stehen. Wenn ein Russe gekommen wäre und irgendwas in Richtung „Frau, komm mit“ oder so gesagt hätte, hätte mein Vater von dem Beil Gebrauch gemacht. Musste er aber zum Glück nie machen. Ich habe die Russen auch aus nächster Nähe gesehen, es stand sogar mal einer vor der Tür bei uns. Er klingelte, er war noch recht jung und machte den Eindruck, dass er sich einfach nur ein bisschen unterhalten wollte. Aber man sprach ja die Sprache auch nicht. Und es war äußerste Gefahr.

Opa: Man muss dazu sagen, dass den russischen Truppen von ihrer Regierung in Moskau ja versprochen worden war „Wenn ihr Deutschland besetzt und es tapfer erobert, dann gehört euch für so-und-so-viele Tage die ganze Welt! Dann gehört euch nicht nur das Eigentum der Leute, die ihr antrefft, sondern auch die Frauen und Männer selbst.“

Oma: In der Nachbarschaft ist auch schlimmeres vorgekommen, aber bei uns zum Glück nicht. Ich weiß noch, dass bei uns auch mal geklingelt wurde und da sind Trautchen und ich von einem Balkon auf den anderen geklettert, in die Nachbarwohnung. Die Geschäfte wurden geplündert, da sind wirklich schlimme Sachen passiert, das war sehr bedrückend.

Wir hatten im Haus auch noch Franzosen, Kriegsgefangene, die wohnten unten in einer Nebenwohnung. Die waren eigentlich sehr nett, gerade auch zu uns beiden Mädchen. Und ich weiß auch noch, dass der eine von denen mich vor den Russen einmal beschützt hat, so im Sinne von „das ist meine Freundin, und das kommt nicht in Frage“.

Opa: Man muss ja bedenken, dass Russen und Franzosen da noch Kriegsverbündete waren, da galt das Wort eines Franzosen schon etwas vor den Russen.

Da fällt mir ein, als ich einmal während des Krieges im Lazarett in Bückeburg auf Heimaturlaub lag, weil ich eine Mandelentzündung hatte, hatte ich als direkten Bettnachbarn einen französischen Kriegsgefangenen. Die wurden ja, weil der Süden Frankreichs mit Deutschland verbündet gewesen war, sehr gut behandelt. Wir lagen also Bett an Bett, ich konnte kein Französisch, er konnte auch kein Deutsch, nur so ein bisschen. Und wir husteten wie verrückt und spuckten dann auch unseren Kram aus, in eine gemeinsamen Napf. Penicillin gab es ja noch nicht. Und dann hatte ich also gerade so eine Qualle in unseren Napf gespuckt und er musste auch husten und spuckte direkt eine hinterher. Und dann guckten wir uns beide so an und sagten: „Omelette!“ (*lacht*)

Oma: Die hatten einen besseren Stand als die anderen Kriegsgefangenen, die Franzosen. Die da in unserem Haus gewohnt haben, durften dann auch bald nach Hause reisen. Wir konnten uns aber wegen der Russen weiterhin nicht aus dem Haus trauen und das schlimmste war, dass wir nichts zu essen hatten. Es gab nichts. Das waren

schlimme Zeiten. Und dann kam meinem Vater irgendwann der Gedanke, wegzugehen aus Berlin. Ich glaube, er musste bei seinen Zwangsarbeitern auch oft hart durchgreifen und vielleicht hatte er Schiss gekriegt, dass die sich gegen ihn zur Wehr setzen könnten. Jedenfalls meinte er dann „So, wir müssen hier weg! Wir gehen nach Scheie!“. Zum Glück hatten wir das als Anlaufpunkt, das hatten andere Familien nicht. Trautchen und ich haben uns aus alten Röcken Rucksäcke genäht und haben da rein gestopft, was wir hatten. Und dann sind wir bei Nacht und Nebel los, zu Fuß, alle vier, Richtung Westen. Aber das war nun kurz nach einem Bombenangriff und dem Ansturm der Russen, es war alles kaputt. Rund herum war die Verwüstung, da lagen tote Pferde, eine Brücke war kaputt und wir mussten durch einen Kanal hindurch. Meine Mutter war so ängstlich und sie konnte nicht schwimmen. Da haben uns zwar noch Leute geholfen, aber dann kamen wir nicht weiter.

Rund um Berlin wurde noch geschossen, so schlimm es auch war, wir mussten wieder zurück. Und bis 22 Uhr musste ja wie gesagt alles von der Straße sein. Ich glaube, wir haben es gerade so mit Mühe und Not bis 22 Uhr geschafft, dass wir wieder in der Wohnung waren. Es gab Hauswarte, Kommunisten, die einen solchen Posten bekamen, da hatten wir uns eigentlich abgemeldet und dann standen wir abends doch wieder vor der Tür. Er hat uns dann aber doch reingelassen und ich glaube, vier Wochen haben wir dann noch gewartet, bevor wir den zweiten Versuch starteten. Das war übrigens 1945. Am 5. Mai war ja der Krieg zu Ende, ich glaube, dass dieser zweite Versuch erst nach diesem Datum unternommen wurde. Und dann sind wir aufs Neue losgezogen, natürlich wieder zu Fuß. Wir kamen diesmal gut aus Berlin heraus, das Problem war die Überquerung der Elbe. Soweit waren ja nun die Russen gekommen, auf der anderen Seite waren die Amerikaner. Bis dahin sind wir gut durchgekommen und dann haben wir da an der Grenze gelegen, auf einem verlassenem Gutshof. Unterwegs hatte Trautchen einen Unfall gehabt, sie trat plötzlich mit dem Fuß in ein Eisengitter und war verletzt. Dieser Gutshof war so eine Art Auffanglager und sie hatten auch eine Krankenstation, an der Trautchen einigermaßen versorgt werden konnte. Da haben wir jedenfalls einen längeren Aufenthalt gehabt, keiner kam weiter, weil vor der Elbe alles dicht war. Ich glaube, da haben wir sogar an die vier Wochen zugebracht. Der eine oder andere erzählte dann natürlich immer mal wieder, da oder dort komme man durch. Und eines Tages sind wir dann auch ganz früh am Morgen, klammheimlich, damit es nicht alle mitkriegen, losgegangen. Ich bin immer ein bisschen vorgepirscht, meine Mutter war eher langsam und ängstlich. Und ich komme grade ans Ufer der Elbe, da wollte gerade ein Schiff ablegen, mit den Flüchtlingen. Es hatte sogar schon etwas abgestoßen. Und dann haben sie mich noch gesehen, das Schiff war schon voll, aber sie haben noch mal angehalten und meine Familie und ich konnten noch mit übersetzen. Das war eine Erleichterung, das war wirklich mit Ach und Krach und auf den letzten Drücker!

Und so kamen wir doch über die Elbe. Und waren auf einmal gewissermaßen in Amerika. Da schossen sie auch wieder und wir mussten sehen, wie wir davonkamen. Da haben wir einen jungen Mann getroffen, der kam aus Krefeld, der hat sich uns angeschlossen. Und das gute war, dass er spontaner und mutiger als meine Eltern war, mein Vater war ja auch nicht mehr jung und mit ihm zusammen sind wir durch die Büsche geschlichen und haben es geschafft, aus der schlimmsten Gefahrenzone herauszukommen. Und auf der Plattform eines Güterzuges konnten wir dann weiter gelangen bis nach Minden. Da haben wir dann nocheinmal auf dem Fußboden am Bahnhof geschlafen und sind dann

am nächsten Tag bis Scheie gelaufen. Und wir waren so froh, endlich angekommen zu sein, es geschafft zu haben!

Aber natürlich wurden wir hier in Scheie gar nicht erwartet, die dachten, wir wären tot. Damals wohnte eine Familie Ostermeier hier, meine Großeltern waren schon gestorben. Das Haus war voll von Flüchtlingen aus dem Westen, die vor den Luftangriffen ins innere des Landes geflohen waren. Jedes Zimmer war mit einer Familie besetzt. Und zufällig waren die Räume, in denen heute Opas Arbeitszimmer ist, gerade frei geworden, weil eine Familie wieder zurück in den Westen gegangen war. Alle Zimmer waren in einem katastrophalen Zustand. Kein Holzfußboden sondern Steinfußboden, die Wände feucht, aus Lehm, es regnete durch, die Fenster waren undicht, das war kaum bewohnbar. Und es gab nur ein Klo, das Plumpsklo. Da sind alle Leute draufgegangen. Und es war natürlich immer bis oben hin voll ...

Opa: Dieses Klo, das ja noch länger in Benutzung war, auch als wir dann als Familie 1957 wieder in das Haus zogen, musste von der Straße aus entleert werden. Wenn man die ausleerte und die „Füllung“ in den Obstgarten brachte, war damit schon die Hälfte des Obstgartens bedeckt. Das waren Zustände, die man sich heute nicht mehr vorstellen kann. Aber das Obst gedieh!

Oma: In den Garten durften wir allerdings direkt nach Kriegsende nicht, denn der war verpachtet. Wir haben also mit vier Personen in diesen beiden kleinen Räumen gewohnt. Dass wir angekommen sind, muss in etwa zur gleichen Zeit gewesen sein, in der Opa, den ich ja damals noch nicht kannte, aus der Kriegsgefangenschaft kam, etwas früher vielleicht. Wie lange wir unterwegs gewesen sind, kann ich aber heute nicht mehr sagen.

Die Situation war jedenfalls auf deutsch gesagt beschissen, in jedem Zimmer eine Familie, da ging es auch nicht gerade friedlich zu. Es gab auch nur die eine Pumpe, das war natürlich alles nicht das Wahre. Mein Vater bekam dann aber wieder eine Stelle bei der Bahn in Hannover, das war gut. Und als sich alles etwas beruhigt hatte, dachte ich, ich könnte vielleicht auch wieder in einem Labor anfangen und Trautchen vielleicht auch.

Wir sind dann auf die Suche gegangen, nach Minden, haben uns umgesehen, aber nichts gefunden. Die ersten vier Wochen nach unserer Ankunft wurden wir in Ruhe gelassen, aber dann haben die vom Arbeitsamt uns zur Arbeit herangezogen, da mussten alle irgend etwas tun. Besonders auch nach der Entnazifizierung hatten ja viele Parteimitglieder ihre Stelle aufgeben und sich beim Arbeitsamt melden müssen. Nun waren ja hier die Engländer, die hatten alles besetzt und halb Bückeburg für sich beansprucht, auch den Ratskeller. Sie haben uns also die Wahl gelassen, ob wir im Ratskeller im Kasino für sie servieren, das wollten wir aber nicht, das waren ja unsere Feinde, die wollten wir nicht bedienen.

Opa: Die hatten es wohl auch auf adrette junge Mädchen abgesehen, das deutsche Fräulein-Wunder und so ...

Oma: Das haben wir jedenfalls abgelehnt. Und dann haben sie uns in die Fabrik gesteckt, in die Gemag. Die stellten Töpfe her, Aluminiumtöpfe. Das waren alles Männer,



Abbildung 16: Hochzeitsbild

außer uns beiden war nur noch eine einzige andere Frau da. Unsere Aufgabe war es, die Henkel an die Töpfe zu montieren.

Opa: Die Gemag war während des Krieges ein Rüstungsbetrieb gewesen, die haben Granaten gedreht oder so etwas. Tja, und dann nach dem Kriege auf Kochtöpfe umgestellt, das Material war ja da.

Oma: Und eines Tages, ich stand an der Bohrmaschine und machte irgendwelche Henkel oder so, da habe ich mich unglücklich gebückt und bin mit den Haaren in die Maschine gekommen. Gott sei Dank ist einer zugesprungen und hat das Ding ausgestellt. Na, und da hatte ich die Nase voll! Ich dachte, irgendwas muss jetzt passieren, irgendwas anderes musste her.

Ich glaube, wir haben etwa ein halbes Jahr dort gearbeitet. Und da kam mir wieder der Gedanke von der Arzthelferin. Ausbildungsplätze dafür oder eine Schule gab es zu der Zeit noch gar nicht wieder. Ich ging dann los und klingelte bei einem Arzt nach dem anderen, um zu fragen, ob sie da nicht jemanden brauchten. Ich hab viele Absagen gekriegt, bis zu dem Zahnarzt Dr. Farlemann in Bückeberg, dem habe ich wohl leid getan! (*lacht*) Der brauchte mich zwar gar nicht, aber er hat mich trotzdem genommen. Da hab ich dann erst immer nur daneben gestanden, dann hat seine Schwägerin aber aufgehört, für ihn zu arbeiten und ich bin an ihre Stelle gekommen. Und einmal pro Woche bin ich sogar nach Hannover zur Berufsschule gefahren. In kaputten Zügen, es waren wirklich schlechte Zeiten, aber ich hatte etwas! Diese Ausbildung habe ich dann auch zu Ende gemacht, darüber habe ich auch ein Zeugnis bekommen. Und dann, während der Ausbildung, habe ich mich wieder meinem geliebten Sport zuwenden können und bin jeden Morgen in die Badeanstalt gegangen. Vor der Arbeit. Dieses Bad existiert ja gar nicht mehr. Da, wo damals die hölzernen Gebäude des Bads standen, stehen heute Mietshäuser.

Opa: Ich musste ja morgens sehr früh schon in der Badeanstalt sein und zu meinen

Aufgaben gehörte es auch, die Umkleidekabinen rings um das Schwimmbecken, die, wie Annemarie schon sagte, aus Holz waren und nahe den Bäumen standen, von der Unzahl von Spinnen zu befreien, die über Nacht eifrig ihre Netze gesponnen hatten. Ich bin also bestimmt immer morgens eine halbe Stunde mit dem Besen durch die Kabinen gewuselt.

Dann wurde die Kasse geöffnet, an der saß ich auch ab und zu, wenn die Kassierinnen gerade Kaffee trinken waren oder so.

Und nach einiger Zeit fiel mir dann auf, dass da regelmäßig früh morgens ein Mädchen kam, und ich dachte bei mir „Ach, eigentlich ein ganz hübsches, sympathisches Mädchen!“ (*lacht*) Naja, meine Ödeme waren zu dem Zeitpunkt auch wieder abgeschwollen und das Gaumensegel von der Diphtherie hatte sich wieder beruhigt, ich war also auch nicht völlig unansehnlich.

Man begrüßte sich immer freundlich, auch wenn ich keine Ahnung hatte, wer das war, ich kannte ja keinen Namen oder so. Aber sie ging auch immer recht früh wieder, war wohl berufstätig, nahm ich damals an. Und dann kam sie auch mal nachmittags, hatte vielleicht einen freien Tag oder so, und dann war sie auf der Liegewiese. Da standen ein paar Turngeräte, wie sich das gehörte. Ein Barren, ein Reck – Turnvater Jahn ließ grüßen – wo man so alle möglichen Übungen halsbrecherischer Art vollbringen konnte, wie zum Beispiel den „Quetschpraller mit doppeltem Aufschrei“. (*lacht*)

Und an diesem Barren beschäftigte sich das junge Mädchen öfter und ich beobachtete sie, ich war schließlich neugierig. Und so schwang sie sich an dem Gerät herum und ich bemerkte, dass sie das Schwingen aber nicht ganz Turnvater-Jahn-gerecht ausführte, und fühlte mich bemüßigt – vielleicht schon eine gewisse pädagogische Berufung – ihr zu zeigen, wie man das so macht. Arme gestreckt, Beugung in den Schultergelenken und so weiter. Sie hat das dann sich auch widerspruchslos angeguckt und danach habe ich sie nie mehr am Barren gesehen! (*lacht*)

Naja, und nach einiger Zeit, sprach mich besagtes junges Mädchen mal an: „Herr Bademeister, könnten sie mir wohl mal helfen? Ich habe meine Uhr verloren.“

Ich wurde ein bisschen böse, denn sie hätte ihre Uhr bei mir abgeben können, die hätte sie nicht verlieren brauchen. Das hätte sie aber versäumt und jetzt sei die Uhr weg. Und sie zeigte mir die Umkleidekabine, in der sie meinte, die Uhr verloren zu haben. Ausgerechnet diese Kabine stand nicht auf festem Boden, sondern auf Pfählen, es war nämlich eine abschüssige Stelle. Und die Dielen, die den Boden der Kabine bildeten, hatten bestimmt zwei Zentimeter breite Abstände voneinander. Und da müsste die Uhr wohl durchgefallen sein. Und das Schlimme war, unter der Kabine waren Brennesseln, noch und nöcher! Und ich Idiot steige tatsächlich hinunter in diese Brennesseln um die Uhr zu finden! Aber völlig aussichtslos, die Uhr war weg.

Seitdem haben wir ab und zu, wenn wir uns sahen, ein paar persönliche Worte gesprochen und irgendwann hat sie mich gefragt, ob ich nicht Lust hätte sie zu begleiten, weil sie irgendwo hinter Rinteln, in Möllenbeck, eine Besorgung zu tätigen hätte. Sie war Sprechstundenhelferin und musste dort etwas zu einem anderen Zahnarzt bringen. Und dann sind wir mit dem Fahrrad nach Möllenbeck gefahren und wieder zurück, sind uns aber in keiner Weise irgendwie näher gekommen. Ich habe es auch eigentlich abgelehnt, denn ich hatte zu der damaligen Zeit auch schon eine Freundin gehabt. Die war aber fünf Jahre jünger als ich, also erst 18, Margret Bradtmöller. Wir kannten uns schon sechs oder sieben Jahre, aber mit der habe ich eine große Enttäuschung erlebt.

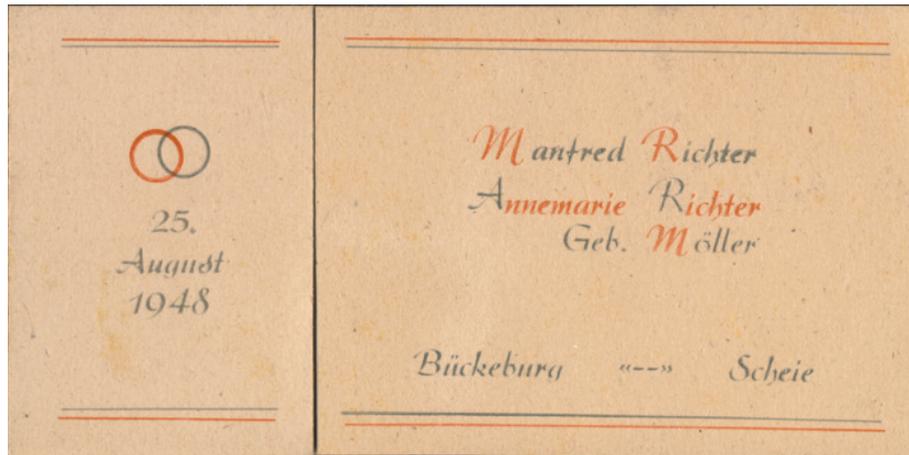


Abbildung 17: Hochzeitsanzeige

Denn sie lernte einen anderen Jungen kennen, einen Soldaten oder so, und sie hat es mir nicht gesagt, ich hab es zufällig mal gesehen und deshalb sagte ich „Margret, mit uns ists vorbei! Wenn du dir einen besseren findest, bleib dabei!“

Ich laufe doch nicht hinter einer Frau her, die mich nicht leiden mag! Da war ich eben ein wenig enttäuscht und distanziert zu der jungen Frau aus dem Schwimmbad. Sie kam dann also öfter und wir sind zusammen spazieren gegangen, haben uns unterhalten, darüber, was wir machten, was wir mal gemacht hatten uns so weiter.

Oma: Ich hab ihm aber auch gesagt, als wir eher zufällig über das Heiraten und Kinder kriegen und so etwas sprachen, dass mein Vater, aber auch ich fänden, dass man nicht vor 20 heiraten solle. Ich war da ja auch noch sehr jung, 18 oder 19 Jahre alt und war auch ganz zufrieden mit der Situation, erwartete auch nicht unbedingt, dass es mit uns etwas festes werden würde.

Opa: Und so haben wir uns dann doch langsam immer mehr und mehr anvertraut und kennen gelernt, über einen Zeitraum von etwa zwei Jahren, sodass wir irgendwann doch beschlossen, wie wäre es, wenn wir uns verlobten? Das sollte aber keiner wissen. Und so hat es sich dann zwischen uns entwickelt, bis wir geheiratet haben. Da war Annemarie dann schon 21 und ich beinahe 26.

Meine Eltern waren enttäuscht, dass wir die Verlobung nicht groß gefeiert haben, aber das wollten wir nicht, keinen großen Tingel-Tangel, wie es bei uns heute immer noch ist. Und dann haben wir geheiratet, bei Pastor Kerling, hier in der Kirche. Der Pastor hatte mich schon konfirmiert und er hat sich auch darauf eingelassen, dass wir bei der Hochzeit kein großes Brimborium und Glockengeläut haben wollten. Und ich glaube, er meinte, wir erwarteten vielleicht ein Kind und wollten deshalb kein großes Aufsehen erregen. Aber bis dann unser erstes Kind kam, dauerte es drei Jahre, da hat er sich dann wahrscheinlich im Nachhinein noch gewundert. Die Hochzeit war hier im Haus, im engsten Kreis der Familie. Es war wirklich eine kleine Feier, denn der Krieg war noch nicht lange her, so viel Anlass zur Freude gab es insgesamt nicht.

Der Bademeisterjob war dann übrigens beendet im August 1946, ab da konnte ich dann im Studium in Detmold weitermachen.

Abbildungsverzeichnis

1	Manfred mit Eltern	6
2	Flieger-HJ	11
3	Posieren	13
4	Berufswettkampf	14
5	Langemarck-Symbol	15
6	Portrait in Uniform	17
7	Im Langemarck-Studium	18
8	Reinigungsdienst	20
9	Schützengraben	24
10	Manfred mit Zigarette	28
11	Im Einsatz	31
12	Manfred mit Fliegerbrille	38
13	Wache stehen	42
14	Annemarie und Trautchen	47
15	Haus in Scheie	52
16	Hochzeitsbild	57
17	Hochzeitsanzeige	59